Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 10. „Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch die Post und durch den Buchhandel bezogen werden. Preis pro Semester 2 Mark. Oktober 1876.

Inhalt: Der Aufstand der Sioux im Jahre 1862 (Schluß). — Die Betsiléos auf Madagaskar. — Die Wirren unter den Chaldäern Mesopotamiens. — Nachrichten aus den Missionen: China; Westafrika; Vereinigte Staaten von Nordamerika. — Miscellen. — Für Missionszwecke. — Beilage für die Jugend: Eine Reise um das Mittelmeer.

Der Aufstand der Sioux im Jahre 1862.

(Zur Beleuchtung der nordamerikanischen Indianerpolitik. — Schluß.)

Es bleibt uns noch der traurige Abschluß der blutigen Tragödie zu erzählen. Von den 303 Todesurtheilen, welche das Kriegsgericht zu Mankato über die gefangenen Sioux gefällt hatte, waren vom Präsidenten Lincoln 38 bestätigt worden. Der Generalvikar der Diözese St. Paul, der hochw. Herr Raveaux, erhielt von seinem Bischofe den Auftrag, diese 38 Unglücklichen für ihren Todesgang vorzubereiten. Mit welchem Erfolg er sich dieser Aufgabe unterzog, erzählt er selbst in einem ausführlichen Schreiben an seinen Diözesanbischof, das wir hier folgen lassen.

„Am 19. December kam ich nach Mankato; ich begab mich sogleich zum Commandanten Miller, um demselben das Empfehlungsschreiben des Generals Sibley zu überreichen. Die Aufnahme, welche ich fand, war eine sehr freundliche, und man gewährte mir die erbetene Erlaubniß zum Unterricht der Indianer. Am Montag, den 22. December, wurden die 38 Indianer, welche am darauf folgenden Freitag gehängt werden sollten, von den Übrigen getrennt und ihnen das bestätigte Todesurtheil mitgetheilt. Außer mir und dem hochw. Herrn Sommereisen waren auch zwei protestantische Prediger, die Herren Williamson und Riggs, bei der Verlesung gegenwärtig. Nachdem das Urtheil in englischer und in der Siouxsprache verkündet war, richtete der Commandant einige Worte an die Verurtheilten: ‚in diesem Leben hätten sie jetzt nichts mehr zu hoffen, sie möchten also ihre Gedanken auf den Schöpfer des Himmels und der Erde richten und für ihre Ewigkeit sorgen; zu dem Ende könnten sie nach Belieben sich den katholischen Priester oder einen protestantischen Prediger zum Führer wählen; der Stadtvorsteher werde ihre Namen, je nachdem sie sich für den einen oder den andern entschieden, auf zwei bereitliegenden Listen verzeichnen.‘ 24 gaben ihre Namen für die Liste des Schwarzrockes, 12 für die Liste der Prediger; von diesen traten aber später 9 zurück und meldeten sich mit noch einem Unentschiedenen für den katholischen Priester, so daß dieser 34, die Prediger nur 3 behielten. Ich war sehr erstaunt, daß sich die größere Zahl für mich aussprach; denn nicht nur hatten die Prediger Williamson und Riggs bereits 25 Jahre unter den Sioux gewirkt und waren ihrer Sprache vollständig mächtig (Riggs hatte sogar bei der ganzen Untersuchung und Verhandlung als erster Dolmetscher fungirt), sondern die beiden Prediger hatten auch die Gefangenen oft im Gefängnisse besucht und ihnen manche Dienste geleistet, während ich seit 18 Jahren mich gar nicht mehr mit den Indianern hatte abgeben können und ihnen also fremd gegenüberstand. Weßhalb zogen sie denn den Schwarzrock vor? Offenbar war es die Gnade, die ihren Entschluß bestimmte. [Doch mochte auch wohl als äußerer Grund der Umstand hinzutreten, daß die protestantischen Prediger mehr oder weniger mit den Agenten zusammen gegangen waren und somit eine Mitschuld an dem unglücklichen Aufstand trugen.]

„Ich begann sofort den Unterricht. Die Lehren unserer heili-

gen Kirche machten einen tiefen Eindruck auf meine Neophyten, und mit Freuden bemerkte ich, welches Licht und welchen Trost die armen Wilden daraus zogen, während so oft gebildete Weltmenschen nichts davon wissen wollen. Ich kann nicht aussprechen, wie rührend es für mich war, zu sehen, mit welcher Aufmerksamkeit sie allen meinen Worten folgten und alle Glaubenslehren in sich aufnahmen. Weil jedoch das Gebet das wirksamste Mittel ist, den Geist zu erleuchten, so nahmen wir zu ihm sehr oft unsere Zuflucht. Das Gebet des Herrn und das Ave Maria, Akte der drei göttlichen Tugenden und der Reue wechselten ab mit dem Unterrichte. Jeder, der die Sioux kennt, weiß, wie schwer es ist, dieselben im Gebete zu vereinen, aber die göttliche Gnade ergoß sich so reichlich über diese Seelen, daß sie vollständig umgewandelt wurden und dem Gebete mit Eifer oblagen. Ihr Eifer im Glauben, ihre Liebe zu Gott, die Bereitwilligkeit, mit welcher sie dem Tode als einer Sühne ihrer Vergehen entgegensahen, waren so groß, daß ich mit Zuversicht ihnen sagen durfte: ‚Wenn ihr in dieser Stimmung ausharret, werdet ihr sofort nach eurem letzten Athemzuge in's Paradies eingehen.'

„Ein Häuptling, ‚der weiße Hund' genannt, versicherte mir eines Tages: ‚Ich fürchte zwar den Tod nicht, aber mein Herz ist sehr unruhig; denn mein Bruder im andern Gefängniß ist sehr krank und wird wohl bald sterben; gehe deßhalb zu ihm, und melde ihm, daß ich wünsche, er lasse sich unterrichten und taufen.' Ich versprach seinen Wunsch zu erfüllen; als ich aber nicht unmittelbar dieses thun konnte, sondern erst eine Stunde später in das andere Gefängniß kam, war ‚der weiße Hund' mir schon zuvorgekommen und hatte bereits selbst seinen Bruder bewogen, den Glauben anzunehmen. Der gleiche Häuptling bat mich auch, als Lebewohl an seine Familie unter seinem Dictate einige Zeilen zu schreiben, in denen er sie ebenfalls beschwor, sich unterrichten und taufen zu lassen. ‚Ich liebe euch Alle,' so schloß er; ‚zum letzten Male gebe ich euch die Hand und ich verspreche euch, sobald ich in das Land der Glückseligen komme, den Herrn des Lebens auch für euch zu bitten, daß er euch zu sich führe.' In ähnlichem Sinne schrieben auch die meisten andern Neophyten an ihre Verwandten, oder beauftragten mich, in ihrem Namen denselben dieses mitzutheilen. Möge doch dieses Gebet erhört werden und auf den ganzen Stamm der Sioux reiche Gnaden herabziehen.

„Am Morgen des Weihnachtstages ertheilte ich dreien, die bereits in ihrer Jugend katholisch getauft und unterrichtet worden waren, die heilige Communion; es war das erste und letzte Mal, daß sie das Brod des Lebens empfingen. Welch ein Trost für sie, dieses Glückes noch so kurz vor ihrem Tode theilhaft zu werden! ‚Nun fürchte ich den Tod nicht mehr,' wiederholte einer stets, und der Ausdruck seliger Ruhe, welcher seine Züge verklärte, zeigte mir, daß diese Worte aus seinem Herzen kamen. Am nämlichen Tage Nachmittags unterrichtete ich die Übrigen noch einmal über die heilige Taufe; um vier Uhr kam der hochw. Herr Sommereisen und von ihm unterstützt begann ich die heilige Taufhandlung. Ich stellte die Fragen in gewohnter Weise und sie antworteten mir alle einzeln der Reihe nach mit tiefer Ergriffenheit; 30 wurden dann durch das Bad der Wiedergeburt gereinigt, und einer, der fünf Tage vorher von einem presbyterianischen Prediger getauft worden war, erhielt die Bedingungstaufe, um welche er mich wiederholt und dringend gebeten hatte. Dieser Letztere war aber nicht unter den zum Tode Verurtheilten. Von den 38, die am folgenden Tage sterben sollten, wählten 33 den Schwarzrock zu ihrem geistlichen Vater, und ich darf Ihnen versichern, hochwürdigster Herr, daß der Allgütige mir wirklich die Gefühle eines Vaters zu diesen Unglücklichen einflößte. Was ich ihnen mehr als einmal sagte, kam mir aus dem Herzen; ich hätte mein Blut und mein Leben hingegeben, um ihre Seelen zu retten. Dennoch hatte ich den Schmerz, sehen zu müssen, daß einer, der seinen Namen anfangs auf meine Liste hatte setzen lassen, die Gnade der Taufe verweigerte. Außer ihm war noch einer, der nicht getauft werden wollte, die drei andern ließen sich von einem Prediger taufen.

„Nach der heiligen Handlung blieb ich bei meinen Neophyten bis Nachts ein Uhr; die Zeit verflog mit unbekannter Schnelligkeit, indem ich bald mit ihnen betete, bald mit Allen zusammen, bald mit den Einzelnen mich unterhielt, und ihnen von göttlichen Dingen, von der Glückseligkeit des Himmels und der Herrlichkeit der Auserwählten erzählte, an der sie bald Theil nehmen würden. Es wurde mir schwer, sie zu verlassen, so glücklich fühlte ich mich in ihrer Mitte; allein ich mußte sowohl mir selbst, nachdem ich von zwei Uhr Nachmittags an ununterbrochen bei ihnen zugebracht, als auch meinen Indianern einige Ruhe gestatten. So begab ich mich denn um ein Uhr in das armselige Häuschen des hochw. Herrn Sommereisen, betete die Matutin und die Laudes und legte mich dann für ein paar Stunden zu Bett. Um fünf Uhr brachte ich das hochheilige Opfer für meine theuern Verurtheilten dar, damit der Allgütige ihnen einen leichten und seligen Tod gewähre. Während der heiligen Messe war ich tief gerührt und Thränen entströmten meinen Augen bei dem Gedanken, wie bald schon meine geistigen Söhne vor dem ewigen Richter stehen würden. Gleich nach der Danksagung eilte ich zum Gefängniß; alle Indianer — mit Ausnahme dessen, der die Taufe zurückgewiesen — schliefen ganz ruhig, als wenn sie gar keine Ahnung von ihrem so nahe bevorstehenden Ende hätten. Ich weckte sie mit den Worten: ‚Kommt, meine lieben Kinder; die Zeit drängt; wir müssen beten und uns vorbereiten auf den Tod, denn ich muß euch bald verlassen.' Nach einer kurzen Ermahnung vereinigten wir dann Herz und Seele zum Gebet; allein schon bald kam man, ihre Fesseln zu lösen, und für mich war die Stunde des Abschiedes gekommen; denn die Befehle des Commandanten gestatteten mir jetzt den Aufenthalt im Gefängniß nicht mehr. Allein kaum hatte ich dasselbe verlassen, fühlte ich mein Herz wie zerrissen bei dem Gedanken, daß ich meinen Neubekehrten in den letzten schwersten und gefährlichsten Stunden nicht beistehen könne; was sollte ich thun? an wen mich wenden? Ich kannte das gute Herz des Commandanten, ich ging daher direct zu ihm, stellte ihm meine Betrübniß vor, in dem Augenblicke von den Verurtheilten getrennt zu werden, in welchem ihnen mein Beistand am nützlichsten sein könnte, und erlangte glücklich von ihm die ersehnte Vollmacht. Sofort eilte ich zum Gefängniß zurück und wurde auch, als die letzten Formalitäten des Gerichtes erfüllt waren, wieder zu den Neophyten geführt, mit denen ich nun zu beten und mich zu unterhalten fortfuhr, bis um zehn Uhr der Hauptmann meldete, es sei Zeit für die Execution. Nachdem ich noch einmal alle der Reihe nach umarmt hatte, schritten die Indianer paarweise dem Orte der Hinrichtung zu; ich folgte ihnen, und als man ihnen den verhängnißvollen Strick um den Hals legte, ertheilte ich ihnen

den letzten Segen und fiel dann auf die Kniee, um aus tiefstem Herzensgrund den ewigen Richter um Barmherzigkeit anzuflehen und zugleich ihm zu danken für die Gnaden, die er in so reichem Maße während dieser wenigen Tage meinen Neubekehrten gegeben. Die Brücke, auf der die Verurtheilten standen, fiel, und sie hatten ihren Kampf vollendet; ihre Seelen gingen ein in die ihnen verheißene Seligkeit; möchten ihre Gebete jetzt dem ganzen Siouxstamm die Gnade der Bekehrung erlangen!"

Soweit der eifrige Missionär; und mit ihm stimmen alle andern Berichte, selbst die der Ungläubigen überein, die nicht genug Worte finden, um ihr Erstaunen auszudrücken über die vollständige Umwandlung, welche in so wenigen Tagen die rohen blutdürstigen Wilden vollständig umgeschaffen habe.

Wir haben dieses traurige Drama in seiner ganzen Entwicklung mitgetheilt, nicht nur weil es in sich von großer Bedeutung ist, sondern vor Allem, weil es uns die ganze Politik der Ver. Staaten-Regierung in Bezug auf die Indianer vor Augen führt; denn das nämliche Trauerspiel wiederholt sich stets auf gleiche Weise, wo immer die Nordamerikaner mit den Rothhäuten zusammentreffen. Zuerst werden diese um ihr Eigenthum betrogen, dann unter der Maske der Civilisation und des Christenthums grausam unterdrückt, bis sie zur Verzweiflung getrieben sich empören, in ihrer Wuth Schuldige und Unschuldige ermorden, um dann selbst mit Waffengewalt überwältigt und ausgerottet zu werden. So geht es und so wird es gehen, wenn man nicht endlich zur Einsicht gelangt, daß es der großen Republik zum größeren Vortheile gereicht, durch die wahre Religion die Reste der Indianer zur wahren Civilisation zu führen und zu tüchtigen Bürgern zu machen. Diese Einsicht scheint sich langsam Bahn zu brechen, und die großen Verluste, welche in dem augenblicklich wiederum wüthenden Kriege die Ver. Staaten-Truppen erlitten, sind wohl geeignet, diese Einsicht zu befördern. Noch jüngst schrieb ein antikatholisches Blatt, der ‚Omaha Herold': „Die Schwierigkeit besteht darin, daß die rothen Männer sich dem Betruge und der Heuchelei jener widersetzen, die zwar das Christenthum immer im Munde führen, dabei aber alle Arten Verbrechen sich gestatten, und daß sie deßhalb Missionäre verlangen, deren Leben übereinstimmt mit dem des großen P. de Smet. Es ist beschämend für die Sekten, daß die Indianer überall aus eigenem Antriebe nur katholische Missionäre begehren, aber wundern darf man sich darüber nicht; die Protestanten haben sich selbst die Schuld zuzuschreiben. Dieses Verlangen der Rothhäute ist nur die natürliche Folge des Betragens der protestantischen Missionäre, ihrer Unehrlichkeit und ihres Eigennutzes, ihrer Heuchelei und ihres schlechten Lebens. Als die Regierung aus politischen Rücksichten der katholischen Kirche so viele Missionen entriß, welche diese mit großer Mühe und Arbeit seit vielen Jahren gegründet hatte, beging sie ein großes Unrecht und that der Sache der Civilisation unter den wilden Stämmen einen unberechenbaren Schaden. Man soll es den Indianern überlassen, sich ihre eigenen Missionäre zu wählen, und wir hoffen, man werde es auch in Zukunft thun. Nur so sind diese blutigen und verheerenden Indianerkriege zu vermeiden." So weit das protestantische Blatt, dessen Ansichten wir vollständig theilen.

Die Betsiléos auf Madagaskar.

Bereits öfter haben wir in diesen Blättern die Betsiléos genannt und der unter ihnen seit wenigen Jahren eröffneten Mission beiläufige Erwähnung gethan; heute wollen wir unsere Leser etwas näher mit ihnen bekannt machen und ihnen die allerdings nur kurze Geschichte der noch jungen Mission erzählen.

Die Betsiléos theilen sich mit den ihnen stammverwandten Howas in die große Hochebene, welche sich mitten durch die große Insel Madagaskar beinahe in ihrer ganzen Länge hindurchzieht, so daß sie im Süden, diese aber im Norden wohnen. Von ihnen trennt sie im Norden die Ankaratra-Kette, das höchste Gebirg der Insel, wegen häufiger Orkane verrufen. Südwestlich schließt sich daran das Ambohilsmena-Gebirge, welches das Land der Betsiléos in zwei Hälften zerlegt. Die westliche ist den Europäern nur wenig bekannt; Ambatumena ist hier der bedeutendste Ort, er zählte 1866 gegen 12—1500 Wohnstätten. Die östliche Hälfte wird durch den Matsiatra, einen Nebenfluß des Mongaro, in zwei Theile zerlegt, von denen der südliche den Schauplatz der neuen Mission bildet. Hier liegt Fianarantsoa, die Hauptstadt des Landes und der Hauptsitz der Mission. Das ganze Gebiet der Betsiléos ist ein reichgegliedertes Bergland; baumlose Steppen wechseln mit grasreichen Wiesen und fruchtbaren Gefilden und hohe, mit festen Städten gekrönte Felsen erheben sich dazwischen.

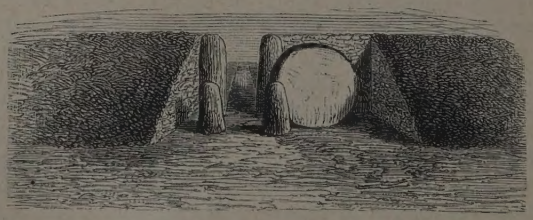
Der Betsiléo ist ein Bruder des Howa; wie dieser, weil malaiischer Abstammung, olivenbraun, doch etwas dunkler, weil mehr Negerblut in seinen Adern rinnt. Er hat ein ovales Gesicht, rothe Augen und häufig eine Adlernase; die Oberlippe steht hervor, das Haar ist lockig, manchmal sogar wollig; seine Statur ist klein. Eine Schätzung, die unter Radama I. angestellt wurde, aber wohl an Genauigkeit zu wünschen übrig läßt, ergab 1½ Millionen Betsiléos, so daß sie unter den Hauptstämmen der Insel der zahlreichste waren; dennoch vermochten sie den europäisch disciplinirten Truppen Radama' I. nicht zu widerstehen, obgleich die Howas ihnen an Zahl bedeutend nachstanden. Wenn wir aus den Ruinen jetzt verlassener Ortschaften und verfallener Kanäle schließen dürfen, so muß ihre Zahl ehedem noch viel bedeutender gewesen sein. Der früher stark betriebene Sklavenhandel und beständige Fehden zwischen den einzelnen Häuptlingen mögen wohl die Hauptursachen der Bevölkerungsabnahme gewesen sein. Indem Radama I. durch die Abschaffung des Sklavenhandels sich den Beistand der Engländer sicherte und damit zugleich die Oberherrschaft über alle Stämme der Insel gewann, machte er auch den verheerenden Fehden ein Ende; denn die Häuptlinge haben ihre Händelsucht verloren, seit der Howa als beutetheilender Löwe sich zwischen ihnen niedergelassen hat. Nun durfte sich auch der Betsiléo aus seinen verschanzten Dorfschaften herauswagen und von seinen Felsennestern herabsteigen, um sich in der Ebene eine Wohnung zu bauen und in Ruhe und Sicherheit dem Ackerbau und der Viehzucht obzuliegen. Übrigens ist der Betsiléo nicht bloß Reisbauer und Rinderhirt; wie der Madegasse überhaupt, ist er zu allen Handwerken sehr geschickt. Aus den Fasern der Baumrinde

und der Bananenblätter webt er sich die Stoffe, mit denen er sich bekleidet und die er niemals wäscht, sondern von Zeit zu Zeit einölt, um sie geschmeidig zu halten. Aus einer gröberen Seide bereitet er sich sein Staatsgewand, und seine halbseidenen gestreiften Stoffe verkauft er um hohen Preis an den prunkliebenden Howa.

Wir haben oben mehrmals der Felsenfestungen der Betsiléos erwähnt, und es dürfte am Platze sein, wenigstens einige der hervorragenderen kurz zu beschreiben. Die jetzige Hauptstadt Fianarantsoa mit ihren 20—30,000 Einwohnern rechnet nicht dazu; sie liegt vielmehr in der Ebene und hat nur ein Rova, ein festes Schloß von dreifachem Wall und Graben umgeben. In geringer Entfernung von ihr liegt aber die ehemalige Hauptstadt Kiandschasoa, eine echte Felsenfestung, noch jetzt der Sitz der Abkömmlinge der alten Herrscherfamilie. Ein dreifacher Graben umgibt den durch die zahlreichen Bergklüfte

Lalasana von Nordwest.

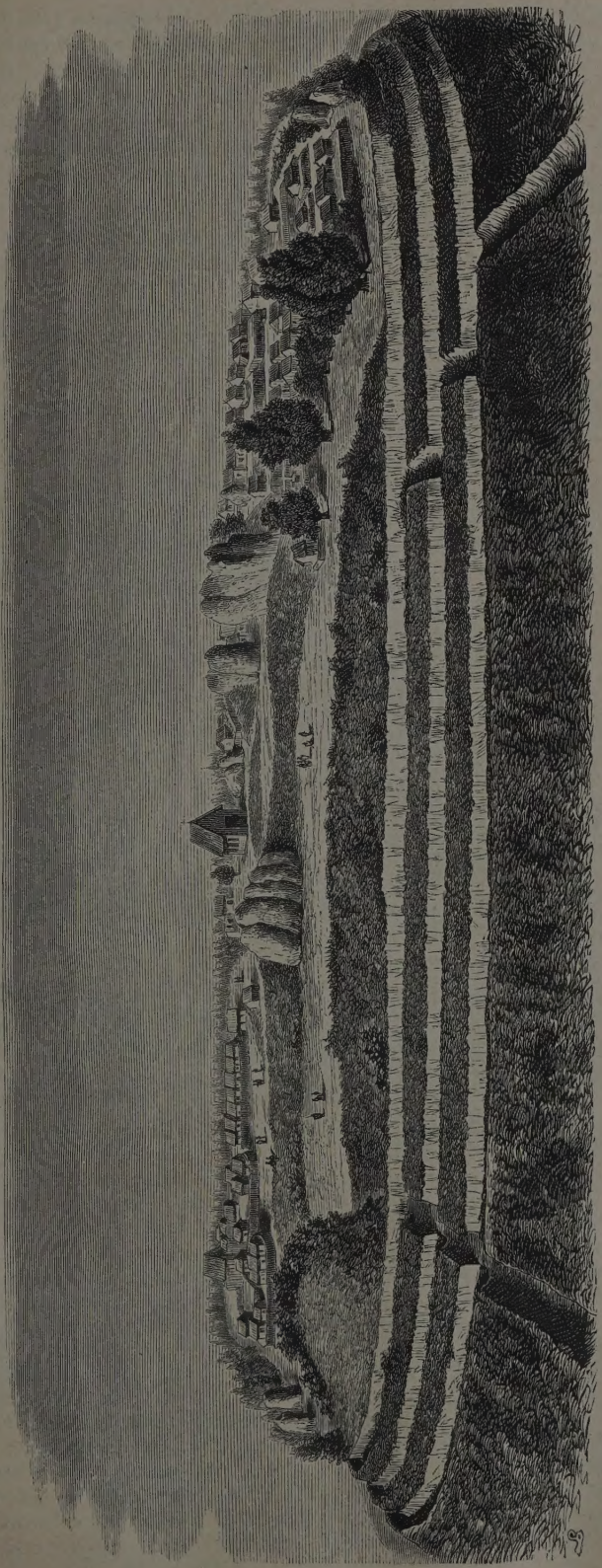
ohnehin geschützten Plan, von dem kaum noch hundert Wohnungen auf die jüngere Rivalin herabblicken. Zwei Wege durchschneiden jene drei Gräben und vermitteln nicht nur den Eingang in die Feste, sondern zugleich auch den Abfluß des Regenwassers. Doch glaube man nicht, daß diese Wege stets offen stehen; im Falle eines Angriffes werden sie vielmehr mit einer Vorrichtung verschlossen, welche dem Erfindungstalent der braunen Strategen alle Ehre macht und welche wir in Wort und Bild hier wiederzugeben uns bestreben wollen. Ein wuchtiger Felsblock von der Gestalt eines Mühlsteines wird von der Innenseite mit Aufgebot zahlreicher Menschenarme zwischen vier große, aufrechte Steine, vor die Öffnung geschoben. Nun mag der Feind getrost vor dem verlegten Loche springen, tanzen, heulen: auf die Seite zu schieben vermag er den Stein nicht, da er ihn seitwärts nicht fassen kann; und ihn zurückzuschieben geht auch nicht an, wegen der beiden, hinter dem Steine befindlichen Blöcke.



Thor einer Betsiléo-Festung.

Überhaupt haben es die Betsiléos zur Zeit ihrer Unabhängigkeit wohl verstanden, die Bodenbeschaffenheit ihres Landes zu dessen Vertheidigung auszunützen. So eine natürliche Festung ist z. B. der eine Stunde östlich von Fianarantsoa gelegene Felsen von Lalasana. Derselbe begreift ein doppeltes Felsenplateau, wovon das kleinere, südlichere nach allen Seiten hin beinahe senkrecht abfällt. „Ich wollte," schreibt P. Finaz S. J., „diesen nackten Felsen erklimmen und die Citadelle besuchen, aber nur zu bald sank mir der Muth, und ich dachte schon daran, das Wagniß daranzugeben, da ergriffen mich vier meiner Begleiter und hoben mich von einem Felsenvorsprung zum andern empor, bis sie mich am Eingang der Feste niedersetzten." Das größere nördliche Plateau, auf welchem sich das gleichnamige Dorf befindet, fällt nach Süden und Westen ebenso steil ab; die Nordseite schützt ein undurchdringliches Dickicht von Dorngestrüpp und verschiedenen Pflanzen, deren Blätter mit Stacheln versehen sind. Kaum eine halbe Tagreise nordwestlich von Fianarantsoa befindet sich eine andere Felsenfestung, Fandschakana, „die Königliche" genannt. Die von allen Seiten jäh ansteigenden Abhänge krönt zum Überfluß eine Ringmauer; auf dieser liegt allerlei Dorngesträuch aufgehäuft, welches durch darübergewälzte Steinblöcke festgehalten wird. Sollte es einem Feinde gelingen, die Höhe zu erklimmen, sollte er sich durch

den Dornenwall nicht zurückschrecken lassen, so bringen ihm die von der Hand der Vertheidiger herabgewälzten Steinblöcke den unvermeidlichen Untergang. Das Plateau, oben auf dem Felsen von Fandschakana, ist geräumig; es trägt die gleichnamige Stadt, welche vor etwa zehn Jahren ungefähr 1000 Wohnungen zählte, aber durch Feuersbrunst zerstört wurde. Nun ließ sich ein großer Theil der Einwohner im flachen Lande nieder. 1872 zerstörte eine zweite Feuersbrunst — sie war im protestantischen Bethause ausgebrochen — eine große Anzahl der noch übrigen Häuser. Übrigens hätte die Stadt, auch vor den beiden verhängnißvollen Bränden, in den Augen eines Europäers wohl schwerlich auf den Namen der „Königlichen" Anspruch gehabt. Hütten, deren Dach bereits 1,30 Meter über dem Erdboden beginnt, durch deren bloß 60 Centimeter hohen Eingang man nicht anders als gebückt oder kriechend eindringen kann — das sind die Häuser von Fandschakana. Was die auf unserer Abbildung bald einzeln, bald gruppenweise hervortretenden aufrechten Monolithe betrifft, so bilden sie eine Art historischer Urkunden: in ihnen nämlich lebt der Name des Häuptlings, der sie errichtete, und das Andenken seiner Thaten fort. — Zwei Stunden östlich von Fianarantsoa befindet sich das Felsennest Tongoa und noch eine Stunde weiter sieht man im Matsiatra die Pfeiler einer Brücke, deren Bau Ranavalona I. aus strategischen Rücksichten unternommen hatte; als aber die grausame Königin 1861



Kiandschafoa.

starb, ward der Bau ausgesetzt, denn mit dem Tode des Herrschers tritt jedesmal in Madagaskar allseitiger Stillstand ein. — Schließen wir unsere Aufzählung von Festungen mit Ifandana unweit der Stadt Ambohimandroso. Auf der höchsten Kuppe des Felsens, den wir im Bilde wiedergeben, befand sich eine, mit Recht für uneinnehmbar angesehene Feste. Radama I. bezwang sie durch Hunger, ließ die Besatzung über die Klinge springen und zerstörte die Feste. Noch liegen die gebleichten Knochen der Vertheidiger am Fuße der Felsen umher.

Doch genug von den Betsiléos selbst: es ist Zeit, daß wir von den Anfängen der katholischen Mission unter ihnen erzählen. Wie sonst öfter war es auch hier der Irrthum, welcher der Wahrheit Bahn brechen sollte. Die Thätigkeit, welche die Sendlinge des Protestantismus entfalteten und welche in den Geldbeiträgen des protestantischen Europa und Amerika und in dem offenen Schutze der madegassischen Regierung ihre beiden Hauptstützpunkte findet, mahnte die an irdischen Hilfsmitteln unvergleichlich ärmeren, aber göttlicher Sendung und göttlichen Segens bewußten Apostel der Wahrheit, auch ihre Aufmerksamkeit diesem verwahrlosten Weinberge zuzuwenden. Am 1. Oct. 1871 schrieb Caussèque S. J., Superior der Mission zu Tananariva, seinem Obern:

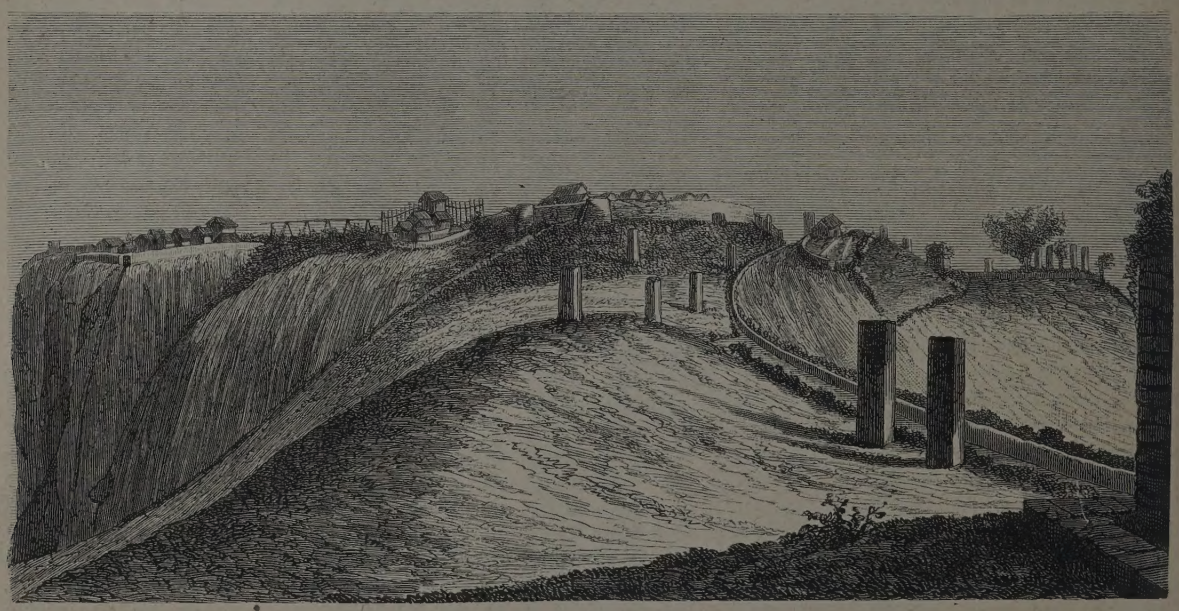
„Bisher konnten wir nur der Ostküste der Insel und der Provinz Imerina, im Centrum derselben, das Evangelium verkünden. Nun befinden sich aber im Norden und Süden zwei bedeutende

Provinzen, in welche seit mehreren Jahren die Irrlehre der Engländer und Norweger, noch niemals aber der wahre Glaube Eingang gefunden hat. Die eine ist das Land der Betsiléos, die andere dasjenige der Antsianaken. Die Hauptstadt der Betsiléos, Fianarantsoa, liegt 8 Tagreisen südlich von Tananariva. Nach den Angaben glaubwürdiger Reisender zählt diese Provinz mindestens 600,000 Einwohner. 3 Tagreisen nördlich von Tananariva liegt das Land der Antsianaken. Es ist durchaus nothwendig, daß wir uns — und zwar in Bälde — in den Hauptstädten beider Provinzen festsetzen: aufgeschoben hieße hier so viel wie aufgehoben, und zwar auf immer. Gelingt es uns, in den beiden Hauptstädten Fuß zu fassen, so wird es uns ein Leichtes sein, von da aus mit Erfolg das Evangelium auf dem Lande zu predigen. Die Gründung beider Niederlassungen wird uns auf je 6000 Fr. zu stehen kommen; überdieß muß ein Gehalt von jährlich 500 Fr. für 4 Lehrer oder Lehrerinnen so lange ausgeworfen werden, bis es uns mit Gottes Hülfe gelingt, Schulbrüder und Schulschwestern an ihrer Stelle einzuführen."

P. Caussèque schließt seinen Brief mit der Bemerkung, P. Finaz sei vor Kurzem (26. Sept.) nach der Hauptstadt der Betsiléos abgegangen; für das Land der Antsianaken stehe aber leider noch kein Missionär zur Verfügung.

Lassen wir nun dem P. Finaz, dem ersten Apostel jener Völkerschaft, das Wort. Gleich zu Anfang seiner Reise weiß er uns von einem Zwischenfalle zu erzählen, dergleichen dem Missionär in jenen Gegenden nicht selten vorkommen.

„Am zweiten Tage meiner Reise," schreibt er, „gegen 11 Uhr Mittags, erreichte ich Ambohimanatrika. Während meine Leute den Reis zubereiteten, verließ ich das Dorf und sah mich draußen nach einem Orte um, wo ich gegen die glühende Sonnenhitze Schutz fände. Ich gewahre auf der baumlosen Ebene einige Ruinen; ich gehe auf dieselben zu und bemerke an einer Erderhöhung ein niedriges, finsteres Loch, das man eher für den Schlupfwinkel eines wilden Thieres, als für einen Aufenthalt von Menschen ansehen mochte. Da tritt mir aus demselben eine Frauengestalt entgegen: ihr Blick ist fahl, ihre Haltung niedergeschlagen, unter Schluchzen fleht sie mich um ein



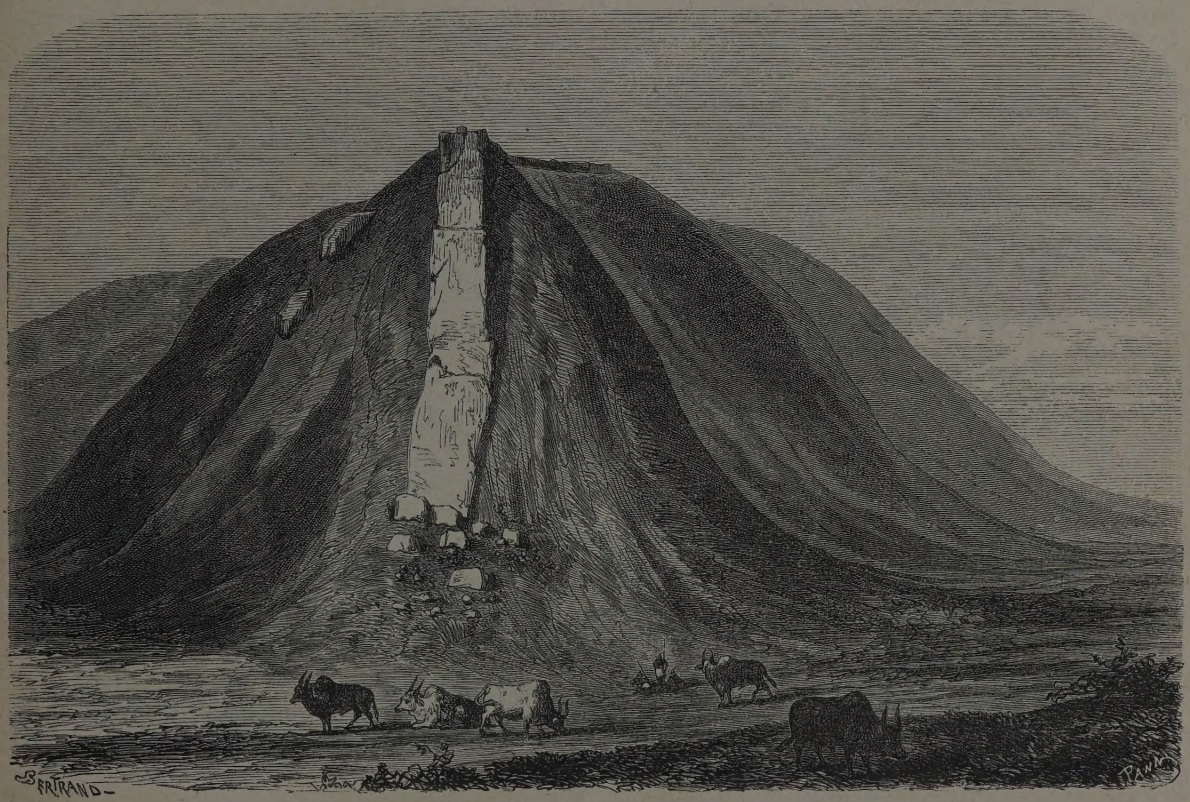
Fandschakana von Norden aus gesehen.

Almosen für ihre Tochter an, deren vom Aussatz gräßlich zerfressenes Angesicht soeben selbst in jener Öffnung sich zeigt. Gleichsam lebendig begraben schleppt sie hier ihr elendes Leben dahin, von Allen geflohen, nur von der Mutter nicht. Sie werden es mir glauben, daß ich ihr mit der innigsten Freude mein bescheidenes Almosen spendete. Ja, ich hatte der armen Aussätzigen noch Besseres zu bieten. Ich trete an sie heran, ich rede mit ihr von ihren Leiden, von Gott, von ihrer Seele, vom Himmel; vom Vater dort oben, der sie, die von Allen Verstoßene, liebt mit unbeschreiblicher Liebe; von ihrer unsterblichen Seele, welche sie, wenn sie nur will, mit Unschuld bekleiden und mit Verdiensten bereichern kann; von der himmlischen Heimath, wo ungetrübte Glückseligkeit ihrer wartet. Mit kaum vernehmbarer, vor Rührung zitternder Grabesstimme dankt mir das arme Geschöpf und bittet mich, sie den Weg der Glückseligkeit zu lehren. Gerne ertheile ich ihr den erbetenen Unterricht und verlange dann Wasser, sie zu taufen. Da in ihrer Höhle keines mehr vorräthig ist, läuft sie zum Bach hinab und kehrt mit solcher Hast wieder zurück, daß heftiger Krampfhusten, mit Seitenstechen verbunden, sie befällt. Fast glaubte ich ihre letzte Stunde gekommen. Doch erholte sie sich bald; sie empfing das Sacrament der Wiedergeburt und mit dem Namen der schmerzhaften Mutter zugleich ein Unterpfand ihres besonderen Schutzes. Wie schön mußte jetzt Maria, die Aussätzige, in den Augen der lieben Engel dastehen! wie herrlich muß die Krone sein, die ihrer für die Ewigkeit wartet!

Am darauffolgenden Tag traf ich, nur zwei Meilen weiter, eine zweite Aussätzige. Sie hatte sich am Rande des Weges in einen Haufen dürren Grases verkrochen; hier lag sie den ganzen Tag auf dem feuchten Boden hingestreckt. Sie war älter als jene, von der ich eben gesprochen, und auch elender, denn sie hatte niemand, der sie besuchte und ihr Nahrung brachte. Von weitem pflegte sie die Vorübergehenden um eine Gabe anzuflehen, die ihr dann wohl einige Stücke Maniok zuwarfen. Auch ihr spendete ich außer einer kleinen Geldgabe das Sacrament der Taufe und gab ihr den Namen Josephine. Dann mußte ich sie, nunmehr neugestärkt durch die Gnade und gewaffnet mit christlicher Ergebung, wieder ihren Leiden überlassen."

Obgleich ein Fremder im fremden Lande, hatte doch P. Finaz auf seiner Reise, Dank der Gastlichkeit der Madegassen, keineswegs Mangel zu leiden. Gastfreundschaft gilt dem Madegassen als eine heilige Pflicht, als ein unantastbares Recht des Reisenden[1]. Tritt der Reisende, der Missionär, in die erste beste Hütte ein, so steht sie ihm für die ganze Zeit seines Verbleibens zur Verfügung; er wohnt da, er liest da die heilige Messe, mit einem Worte, er thut, was ihm beliebt. Auch um die Kost braucht er sich nicht zu bemühen: sie wird ihm fast jederzeit vom Eigenthümer der Hütte unentgeltlich geboten. Sieht der Madegasse den Fremden in seine Hütte eintreten, so holt er den Mörser (laona) hervor und legt in denselben die Reisähren. Die Frau schürzt ihr Gewand und zerstößt den Reis mit dem Stempel (fanoso). Ist der Reis gehörig zerstoßen und gesiebt, so kommt er in eine irdene Pfanne (vilany), die auf drei Steinen über einem, mit dürrem Gras oder Stroh gespeisten Feuer steht. Mehr braucht der Madegasse zu seiner Küche nicht.

Montag, den 2. Oct., erreichte P. Finaz Ambositra, wo er Zeuge eines sonderbaren Schauspieles war. Vor dem protestantischen Bethause, an welchem sein Weg ihn vorbeiführte, sah er zahlreiche Menschen, Eingeborne und Fremde, im Sonntagsstaat versammelt. Es galt die Feier des Montagfestes, eines von den Protestanten neu eingeführten Festes, das zu Anfang eines jeden Monats begangen wird. Von nahe und fern mußten die „Gläubigen" zusammenkommen; vorab Sänger und Sängerinnen durften nicht fehlen, denn es sollte



Fandschakana von Osten.

an dem Tag viel gesungen werden. Am Abende endet eine derartige Feier mit einer Vertheilung von Brod aus dem Mehle der Maniokwurzel sammt Ananaswein, den man mit dem Safte des Nachtschattens (einer Gattung von Solanum) gefärbt hat — das nennen sie das Abendmahl! — Solche Zusammenkünfte sind für die Madegassen ein wahrer Frohndienst: Nichterscheinen wird mit Schlägen bestraft, das Erscheinen aber geht nie ohne einen Geldbeitrag an den Prediger ab.

„Am darauffolgenden Tage durchzogen wir," fährt P. Finaz fort, „einen steinigen, unfruchtbaren Landstrich. Die Landleute boten uns schönes Geflügel zum Verkaufe an, das Stück zu 7 Centimes. Diese Leute sind arm, aber wie wunderbar empfänglich für die frohe Botschaft sind ihre Herzen! Die Kinder drängen sich um mich, ich lehre sie singen. Bald nähern sich auch die Erwachsenen und bilden um uns einen Kreis. Ein paar Lieder sind bald gelernt und — was noch mehr werth ist — die Herzen sind gewonnen. Nun lehre ich das Kreuzzeichen, die Gebete, die Hauptwahrheiten des Glaubens. Alle hören mich begierig an und ich muß ihnen, ehe ich sie verlasse, versprechen, auf meiner Rückreise von Fianarantsoa einige Tage bei ihnen zu verweilen."

Am zweitfolgenden Tage — es war der 5. October — erblickte P. Finaz zum ersten Male die Hauptstadt des Landes der Betsiléos. Ehe er dieselbe betrat, zeigte er dem Commandanten seine Ankunft schriftlich an. Diese Artigkeit trug ihre

[1] Vgl. diese Monatschrift 1875, S. 10.

Früchte: der Beamte beantwortete dieselbe mit einer höflichen Einladung. Inzwischen haben sich auch schon die Kinder um den Missionär gesammelt, sie geben ihm das erste Geleite in die Stadt. Die dichtgedrängte Menge neugieriger Zuschauer betrachtet ihn mit wohlwollenden Blicken. Hiemit war der erste Schritt zur Begründung des wahren Glaubens unter den Betsiléos gethan. Alsbald bemühte er sich, ein Grundstück zu erwerben, um eine Kirche und ein Missionshaus zu erbauen; allein durch die geheimen Umtriebe der methodistischen Prediger, die trotz allen officiellen Schutzes Grund genug hatten, die katholische Mission zu fürchten, wurden seine Bemühungen vereitelt. Er sah sich demnach genöthigt, in einer Bittschrift sich direct an die Königin zu wenden; unter Berufung auf die vertragsmäßig anerkannte Anerkennung der katholischen Mission, bat er um Schutz gegen die ungerechten Anfeindungen der Protestanten und um Überlassung eines geeigneten Grundstückes. Unterdessen begann er in dem Hause, in welchem er Unterkunft gefunden, zu unterrichten und zwar mit solchem Erfolg, daß der Generalobere der Mission von Madagaskar ihm bereits nach wenigen Monaten Hilfe senden mußte. Im Januar 1872 langten zwei neue Missionäre, die PP. Lacombe und Chossegros, in Fianarantsoa an; ein einheimischer Schullehrer mit seiner Familie hatte sich ihnen angeschlossen. P. Finaz kam ihnen mit etwa 60 Neophyten jeden Alters und Geschlechtes entgegen; die zahlreichen Neugierigen betrachteten auch dieses Mal die Ankömmlinge mit Wohlwollen und mehr als 200 Personen wohnten gleich am Tage der Ankunft der heiligen Messe des P. Lacombe bei — ein offenbarer Beweis, daß die Anfeindungen nicht von den Eingeborenen ausgingen.

Am Tage, an welchem die neuen Missionäre ankamen, lief auch die ersehnte Antwort der Königin ein. Nach der Messe stieg die kleine katholische Gemeinde zu dem Rova hinauf, wo

Isandana.

der Commandant sie erwartete. Eine zahlreiche Volksmenge drängte ihnen nach, denn es hatte sich die Kunde verbreitet, daß der Brief, die Zuweisung eines Grundstückes betreffend, angekommen sei; die Königin hatte gesprochen, sie selbst sendete die Missionäre, um die katholische Religion zu predigen: das erhöhte ihr Ansehen in den Augen des Volkes. Auch der Commandant zeigte sich äußerst gnädig und schickte ihnen ein Schaf, einiges Geflügel und einen Vorrath an Reis als Willkomm in's Haus.

Indessen standen die Missionäre erst am Ende vom Anfang. Sie suchten sich ein Grundstück aus und ersuchten den Commandanten, ihnen dasselbe zu überweisen. Viermal ward die Bitte gestellt und viermal ward sie in der verbindlichsten Weise abgelehnt; das Grundstück, hieß es, diene bereits zu andern Zwecken, auch befänden sich auf demselben zahlreiche Grabstätten, die sich nicht so leicht wegschaffen ließen; übrigens stehe jedes andere Grundstück zur Verfügung. Um den Handel nicht ganz zu verlieren, erklärten die Missionäre sich bereit, auch mit einem anderen — natürlich minder günstig gelegenen — Grundstück vorlieb zu nehmen. Der Beamte sagt zu, er gibt ihnen drei Offiziere mit, um das Grundstück auszumessen und abzustecken. Nach gethaner Arbeit steigen Alle wieder zum Rova hinauf und bringen in der Person des Commandanten der Königin selbst ihren Dank für die gewährte Gnade dar. Nun bleiben nur mehr Formalitäten zu erledigen, aber Formalitäten, die nochmals den glücklichen Ausgang des ganzen Geschäftes in Frage stellen. Der Commandant ernennt eine Commission von Offizieren, um die geschehene Landmessung zu verificiren, zu collaudiren und über dieselbe zu referiren. Wer könnte gegen eine so praktische Maßregel etwas einwenden? Missionäre,

Commissäre und Publikum ziehen also wieder zur Ebene hinab. Ein madegassischer Offizier versteht es, sich wichtig zu machen, manchem europäischen Collegen zum Trotz. Keinem unserer madegassischen Offiziere war die geschehene Ausmessung so ganz recht. Der eine wollte hier ein Stück Landes abschneiden, der andere dort eines zusetzen, ein dritter bringt abermals die Frage wegen der auch auf diesem Grundstücke vorfindlichen Grabstätten auf's Tapet — das Alles, wohl gemerkt, unter einer tropischen Sonne. „Ihr macht euch unnöthige Mühe," wirft P. Finaz etwas unvorsichtig dem unwillkommenen Sprecher ein. — „Man darf nie müde werden, wenn man den Interessen des Staates das Wort redet," erwiedert stolz und feierlich, unter dem Beifall der übrigen Offiziere, der madegassische Staatsarchäologe. Armer Jesuit! — Endlich gelangt die Commission zu einem einstimmigen Entschluß — die Entscheidung dem Commandanten anheimzugeben; die PP. sollten derselben an Ort und Stelle gewärtig sein. Einer der Offiziere, der ihnen günstig gesinnt war, raunte ihnen im Weggehen in's Ohr: „Seid ohne Sorgen, ihr bekommt das Grundstück, welches ihr zuerst verlangt hattet." Die Missionäre hätten so etwas gar nicht zu hoffen gewagt und doch kam es so; nach einer Stunde kehrte die Commission zurück und theilte ihnen mit, daß ihnen das erste Grundstück wirklich bewilligt sei. Sogleich begab man sich an Ort und Stelle, nahm die Messungen vor und nun ging es zum letzten Mal zum Rova hinauf, wo die landesübliche „Hasina" (vergl. S. 79) erlegt wurde. Es war der 8. December, das Fest der unbefleckten Empfängniß Mariä. — „Die Begierde der Betsiléos, sich von uns unterrichten zu lassen," so schließt P. Lacombe seinen Bericht, dem wir obige Einzelheiten entnommen haben, „ist ganz außerordentlich. Dieses Volk, besonders die Landbevölkerung, hat durch den Contact mit der Irrlehre nur wenig gelitten. Der jetzige Zeitpunkt ist der Verbreitung

Madegassische Küche.

der reinen katholischen Lehre ungemein günstig. Schicken Sie uns Mitarbeiter, so bald als möglich. Es gilt hier nicht eine vereinzelte Missionsstation, sondern ein ganzes Land, das uns die besten Gesinnungen entgegenbringt." (Schluß folgt.)

Die Wirren unter den Chaldäern Mesopotamiens.

(Denkschrift des hochw. P. **Duval**, aus dem Predigerorden.)

Jüngst haben wir eine Skizze der segensreichen Thätigkeit entworfen, durch welche es den Söhnen des hl. Dominikus gelungen ist, den größten Theil der Nestorianer Mesopotamiens und Kurdistans für die wahre Kirche wiederzugewinnen. Leider jedoch drohen dieser Kirche neue Gefahren, und wenn der liebe Gott nicht hilft, dürften wir bald dort ein neues Schisma zu beklagen haben. Der hochw. P. **Duval**, der Obere der Dominikaner-Mission Mesopotamiens, hat in einer vom 15. Mai d. J. aus Mossul datirten Denkschrift die Wirren, welche in diesem Augenblicke die chaldäische Kirche verheeren, ausführlich dargelegt. Dieselbe ist so wichtig, daß wir sie unsern Lesern mit geringen Abkürzungen vorlegen zu müssen glauben. Das Bild, das sich uns darin entrollt, ist zwar ein höchst trauriges, und schwache Seelen könnten daran Anstoß nehmen; allein es gewährt uns auch zu gleicher Zeit einen klaren Einblick in die Schwierigkeiten,

welche der ränkevolle Geist der Orientalen den Missionären stets zu bereiten versteht, und läßt uns daher um so besser den Seeleneifer der Patres erkennen und bewundern, die seit so vielen Jahren, ja Jahrhunderten, diese und ähnliche Kämpfe mit ungebrochenem Muthe und unerschütterlicher Standhaftigkeit bestehen.

Nach dieser kurzen Vorbemerkung geben wir dem hochw. P. Duval das Wort.

Sie haben wohl bereits von den traurigen Ereignissen gehört, welche sich gegenwärtig in dieser uns anvertrauten Mission abspielen; Sie haben wohl schon vernommen, daß der chaldäische Patriarch sich gegen die Befehle Roms auflehnt, den Weg des Schismas betritt und einen großen Theil seines Klerus und seines Volkes mit sich fortzureißen droht. Leider ist das Schisma fast vollendet; lassen Sie mich versuchen, es Ihnen in seinem Ursprung und seinem bisherigen Verlauf zu schildern.

I.

Bevor ich jedoch die Thatsachen erzähle, erinnere ich kurz an die Ursachen des Streites. Die erste derselben ist so alt als die chaldäisch-unirte Kirche selbst. In alter Zeit sind viele nestorianische Chaldäer nach der Malabarküste Indiens ausgewandert; diese wurden nach der Eroberung Indiens durch die Portugiesen bekehrt, unterwarfen sich dem römischen Stuhle und wurden seither von lateinischen Bischöfen regiert, behielten jedoch ihren eigenen Ritus und ihren einheimischen Klerus. Dank dieser Maßregel beharrten sie in der Einheit des wahren Glaubens, bis es in späteren Jahren einigen chaldäischen Sendlingen gelang, ihnen das Gift des Schismas einzuflößen. Als dann ein Theil der Nestorianer Mesopotamiens und Kurdistans zur katholischen Kirche zurückkehrte und Rom einem ihrer Bischöfe den Titel als Patriarch zuerkannte, wendete dieser sofort seine Blicke nach Indien, und seither empfängt jeder chaldäische Patriarch gleichsam als Erbstück von seinen Vorgängern deren vorgebliche Ansprüche auf die Malabarküste und erwartet nur eine günstige Gelegenheit, um diese Gegend seiner Jurisdiction zu unterwerfen.

Verblendet von der Habsucht, welche in Indien eine unerschöpfliche Quelle des Reichthums erblickt, hat von jeher der chaldäische Welt- und Ordensklerus diese Ansprüche des Patriarchen zu seinen eigenen gemacht. Priester und Mönche haben sich mehr als einmal, theils mit, theils ohne Erlaubniß ihrer Obern, nach der Malabarküste begeben und dort durch sehr zweifelhafte Mittel ansehnliche Summen zusammengebracht, welche bei ihrer Rückkehr nicht nur dazu dienten, ihre früheren Vergehen in Vergessenheit zu bringen, sondern auch Andere zu ähnlichen Versuchen antrieben.

Eine andere Ursache zum Schisma bildete das den chaldäischen Patriarchen in neuerer Zeit gegebene Verbot, ohne Approbation des heiligen Stuhles Bischöfe zu weihen. Bisher hatte der Patriarch in dieser Beziehung ganz freie Hand gehabt, und erst nachdem ein neuer Bischof geweiht war und seinen Sitz eingenommen hatte, trat derselbe mit Rom in Verbindung. Vielfache Mißbräuche, die aus dieser Praxis entsprangen, zwangen den heiligen Stuhl, dieses Privilegium aufzuheben; durch die Bulle Cum ecclesiastica wurden daher die Bestimmungen der für die Armenier erlassenen Bulle Reversurus auf die Chaldäer ausgedehnt (1869); vom Bevollmächtigten des Patriarchen, dem Bischofe Mellus, anfangs bereitwillig angenommen, haben sie neuerdings neue Schwierigkeiten hervorgerufen.

Bei seinem Versuche, die alten Privilegien wieder zu gewinnen, konnte der Patriarch auf die Unterstützung eines Theiles seines Klerus und seiner Nation rechnen. Im fernen Orient, namentlich in Mossul, tritt die Stellung Roms nicht mit der nämlichen Klarheit hervor wie in Europa. Da diese Völkerschaften Jahrhunderte lang in der Häresie gelebt haben und auch nach ihrer Rückkehr zum Glauben nur wenig Gelegenheit hatten, den directen Einfluß des heiligen Stuhles zu erfahren, haben sie sich daran gewöhnt, im Papste zwar den obersten Lehrer, aber nicht das Oberhaupt der Kirche zu sehen. Es genügt, meinen sie, im Glauben mit ihm übereinzustimmen; in Regierungs- und Disciplinarsachen seien sie bloß abhängig vom Patriarchen, der so ziemlich nach Gutdünken handeln könne. Diese Ansprüche, welche man geschickt unter dem Volke zu verbreiten weiß und bald als Principien, bald als factische Rechte betont, haben manche Geister irre geleitet.

II.

Nach dieser kurzen Aufzählung der Ursachen, welche den schismatischen Bestrebungen zu Grunde liegen, kommen wir zu den Thatsachen selbst, und um nicht zu weit auszuholen, beginnen wir von der Zeit des vatikanischen Concils. Diese großartige Versammlung, welche auf's Neue die Grundfesten der vom Heiland gegründeten Kirche bekannte, ist für die chaldäische Nation ein Stein des Anstoßes geworden. Leider hat der chaldäische Klerus — wir dürfen es jetzt offen aussprechen — während des Concils nicht mit reinen Absichten gehandelt; er erblickte darin nicht eine Gelegenheit, den Glauben der Kirche zu bekennen, sondern nur eine Handhabe, seine vorgeblichen Rechte durch Intriguen wiederzugewinnen. Nur so erklärt sich seine unbeständige und zweideutige Haltung. Auf der einen Seite verfaßt er mit den Bischöfen der Majorität Broschüren, in welchen er die Tradition der Chaldäer über den Vorrang Petri darlegt, oder schreibt eines seiner einflußreichsten Mitglieder an den Univers, um mit dem Bischof von Straßburg einen Brief P. Gratry's zu verdammen und dessen Lectüre seinen unwissenden Gläubigen von Kurdistan zu verbieten; — auf der andern Seite richtet zur nämlichen Zeit ein dazu bestellter Priester aus Mossul Drohbriefe nach Rom, in denen er erzählt, daß die ganze chaldäische Kirche zum Schisma zurückkehren werde, wenn die Unfehlbarkeit als Dogma anerkannt würde. Dieses widerspruchsvolle Benehmen verfolgte den nämlichen Zweck; man wollte zugleich Rom schmeicheln, indem man laut die Vertheidigung seiner Lehre unternahm, und sich die Bischöfe der Minorität geneigt machen, welche versprochen hatten, energisch die Wiedererlangung der Privilegien der orientalischen Kirchen zu unterstützen. Rom ließ die Chaldäer ruhig gewähren und hielt seine Rechte fest.

Plötzlich brach der Krieg aus und das Concil wurde suspendirt. Die chaldäischen Bischöfe unterschrieben nach kurzem Zögern die Decrete des Concils; nur der Patriarch weigerte sich. Da er seine ehrgeizigen Pläne nicht erreicht hatte, zögerte er nicht mehr, seine wahre Gesinnung an den Tag zu legen. Wir können hier nicht ein kleines Factum verschweigen, das den ersten Ring bildet in der langen Kette der Vergehen, welche trotz der Sanftmuth, Geduld und Langmuth Roms die chaldäische Kirche bis an den Rand des Abgrundes geführt haben.

Pius IX. hatte den greisen Patriarchen zu sich beschieden; derselbe kam in Begleitung der meisten Bischöfe seiner Nation. Mit Güte forderte der Papst den Patriarchen auf, sich dem Concil zu unterwerfen. — „Ich werde es zu Mossul thun," erwiederte dieser; „nicht vorher." — „Der Glaube verschiebt

nicht auf diese oder jene Gelegenheit sein Bekenntniß." — Der Patriarch weigert sich auf's Neue; da tritt der Papst an ihn heran und legt in feierlichem Tone ihm die Frage vor: „Glauben Sie, daß ich der Statthalter Jesu Christi bin?" — „Ja, ich glaube es." — „Nun, gut denn," fährt der Papst fort, „ich, der Statthalter Jesu Christi, fordere Sie auf, dem Decrete zuzustimmen, in dem 700 Bischöfe den Glauben der Kirche ausgesprochen haben, und ich fordere Sie auf, dieses jetzt zu thun." — „Nein, jetzt nicht, nur dort zu Hause, nur dort," war die Antwort. Traurig wandte sich der Papst ab mit den Worten: „Dieser Unglückliche ist noch tauber mit seinem Herzen, als mit seinen Ohren."

Nachdem Msgr. Audu so hartnäckig der liebevollen Ermahnung des Papstes widerstanden hatte, darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn er auf der ganzen Reise von Rom bis Mossul als offener Schismatiker und Häretiker auftrat. In Constantinopel gelobte er vor den Ministern Treue der von Rom getrennten Nationalkirche und seine Worte wurden in einem officiellen Journal der Hauptstadt veröffentlicht. Ebendaselbst nahm er das feierliche Begräbniß von Bogosbei vor, obgleich derselbe als namentlich Excommunicirter gestorben war; ja er scheute sich sogar nicht, der Weihe schismatischer Bischöfe beizuwohnen. In Aleppo und Diarbekir sprach er sich dann gegen das neu proclamirte Dogma aus, und durch den Einfluß, den ihm sein Alter und seine Würde sowohl als der Ruf seines strengen Lebens verschaffen, schadete er vielen schwachen Seelen. Ebenso machte er es in Mossul.

Die Stellung der Dominikaner-Mission wurde unter diesen Umständen eine sehr schwierige. Anfangs zwar durften die Dominikaner noch dieses Benehmen, so strafbar es auch in sich war, als die bloße Wirkung einer augenblicklichen Gereiztheit ansehen und sie konnten hoffen, daß die Stimme der Vernunft die Stimme der Leidenschaft zum Schweigen bringen würde. Rom bewies ja auch noch Geduld und zeigte so den Patres den einzuhaltenden Weg. Demnach hielten sie denn auch ihre Verbindung mit Msgr. Audu bei und suchten zu verhindern, daß er das letzte Band zerriß, welches ihn noch an den katholischen Glauben festhielt. Allein bald zeigte sich, daß nicht eine vorübergehende Stimmung seine Haltung beeinflußte, sondern daß diese einem lange gehegten Plane entsprang.

Kaum in Mossul angekommen, beschäftigte sich der chaldäische Patriarch sofort wieder mit der malabarischen Frage. In einem Lande, in dem eigentlich politische Fragen unbekannt sind, werfen sich unruhige Köpfe stets auf das religiöse Gebiet. Es war daher dem Prälaten nicht schwer, deren einige an der Küste von Malabar zu gewinnen, sie zu vereinigen und sich auf sie zur Verfolgung seiner Pläne zu stützen. Das hatte er längst begriffen und geübt. Somit wurden in Mossul Petitionen aufgesetzt, nach Malabar geschickt, um dann von dort mit Unterschriften versehen als Gesinnungen und Wünsche der Thomaschristen Indiens nach Mossul zurückzukehren. In diesen Petitionen hieß es, die Malabarküste sei der Regierung der lateinischen Bischöfe überdrüssig und erwarte nur die Ankunft chaldäischer Bischöfe, um sich dem Patriarchen zu unterwerfen; dann würden auch die Stämme, die aus Nestorianern Jakobiten geworden, sofort zum wahren Glauben zurückkehren, und so weit sich auch das Recht Rom's erstrecken möge, so gehe es doch offenbar nicht so weit, diese Völker von der wahren Kirche fernzuhalten, aus dem einzigen Grunde, weil diese keinen lateinischen Klerus wollten. Diese und ähnliche mit malabarischen Unterschriften versehene Petitionen wurden dann unter den Chaldäern verbreitet und erzeugten neue Unzufriedenheit.

Zu gleicher Zeit erwachte wieder die Habsucht; aus Indien sollte sich ein Goldregen über das Gebirge Kurdistans ergießen. Ein gewisser Mönch, der Abenteuer liebte und in Bezug auf seine Mittel nicht wählerisch war, konnte nicht warten, bis sich ihm die Thore des Goldlandes öffneten. Ohne die Censuren, welche sein Oberer über ihn verhängte, zu beachten, verfertigte er sich selbst Beglaubigungsbriefe mit den weitesten Vollmachten und reiste nach der Malabarküste ab, wo er durch alle möglichen Mittel 3000 türkische Pfund (etwa 65,000 *M.*) zusammenscharrte. Bei seiner Rückkehr theilte er diese mit seinem Kloster und dem Patriarchen und erlangte dafür die Aufhebung aller gegen ihn verhängten Strafen. Später wurde er sogar mit noch ausgedehnteren Vollmachten officiell abgesendet, um das so gut begonnene Unternehmen fortzusetzen.

Unterdessen brach Msgr. Audu factisch alle Verbindung mit dem heiligen Stuhle ab. Rom hatte sich bewogen gefühlt, einen Schritt zu thun. Die versprochene Zustimmung zu den vatikanischen Decreten hatte nicht stattgefunden; strafbare Handlungen, auf welchen die Excommunication stand, waren gesetzt worden; die malabarische Frage drohte auf's Neue; der Patriarch zeigte immer mehr und mehr seine schismatische Gesinnung: diese Thatsachen sprachen laut genug und forderten eine Züchtigung. Allein der heilige Stuhl wollte nichts übereilen. Er sendete zunächst als außerordentlichen Delegaten den hochw. Herrn Zacharias Fanciulli, der seit langen Jahren als Präfekt der Kapuziner-Mission in Beyrut sich mit den orientalischen Fragen beschäftigt hatte und durch seine versöhnliche Gesinnung geeignet schien, die Schwierigkeiten zu entfernen. Diese Reise kostete dem Prälaten das Leben; er erlag zu Mardin den Strapazen, als er eben im Begriffe stand, nach Vollendung seiner Aufgabe nach Beyrut zurückzukehren.

Bei der Ankunft Msgr. Fanciulli's in Mossul war gerade die Gefahr auf's Höchste gestiegen; die Haltung des Patriarchen war drohend; er wollte weder von Rom, noch von der Propaganda und ihren Präfekten, noch von deren Delegaten reden hören. Nach langen Unterhandlungen zeigte er sich jedoch etwas versöhnlicher; er kam mit dem Delegaten zusammen und bald stellte sich sogar officiell ein gewisses freundschaftliches Verhältniß her. Die Sendung Msgr. Fanciulli's hatte zum Zweck, des Patriarchen Zustimmung zu den Beschlüssen des Concils zu erlangen und die Censuren aufzuheben, welche derselbe durch sein Benehmen in Constantinopel sich zugezogen. Von der Bulle Cum ecclesiastica war keine Rede, weil der Patriarch officiell sie nie bestritten hatte. Die Verhandlungen zogen sich hin und manchmal waren sie auf dem Sprunge, abgebrochen zu werden. Eines Tages gefiel es dem Patriarchen, den Sitz eines Bischofes, den Rom früher eingesetzt hatte, willkürlich zu ändern; diese Maßregel hätte Alles wieder in Frage gestellt und die Bulle selbst wäre mit in den Bereich der Streitigkeit gezogen worden. Glücklicher Weise erfuhr man zeitig das Vorhaben des Patriarchen; man bat ihn, mit der Versetzung des Bischofes zu warten, bis man nach Rom telegraphirt und die Zustimmung des heiligen Stuhles eingeholt habe; er willigte, wenn auch ungern, ein und die verlangte Genehmigung Roms kam zeitig genug an.

Die Zustimmung zum Concil ließ aber noch immer auf sich warten; vergebens vervielfältigten die Vermittler ihre Bemühungen:

Msgr. Audu bekannte zwar seinen Glauben an die Unfehlbarkeit, die er immer festgehalten habe, aber trotzdem wollte er nicht den gewünschten Akt setzen. Zuletzt gab er seine Zustimmung, aber indem er eine Clausel beifügte, die, wie er meinte, den Akt ungiltig machen würde, falls seine Bitten nicht bewilligt würden; er stimmte nämlich dem Concil bei, „indem er sich seine Rechte reservirte". Wir wiederholen, nach seiner Ansicht bedeutete diese Clausel, daß seine Zustimmung nur dann giltig sein sollte, wenn man ihm die vorgeblichen Rechte zugestand, die er sich anmaßte. Es ist aber überflüssig, nachzuweisen, wie unsinnig eine solche Handlungsweise war. Der Glaube, d. h. die Annahme einer von Gott geoffenbarten Wahrheit durch den Menschen, kann nicht von solchen Bedingungen abhängig gemacht werden. Verstand man in Rom die Bedeutung der Worte: „mit Vorbehaltung meiner Rechte"? Es ist möglich, aber jedenfalls legte man dort kein Gewicht darauf, da man nicht voraussetzen konnte, daß der Patriarch durch diese Worte sein Glaubensbekenntniß zu einem bedingten oder begrenzten machen wollte.

So blieben noch die kirchlichen Strafen aufzuheben, welche Msgr. Audu sich zugezogen hatte. Die Schwierigkeit lag hier darin, daß er nicht einsehen konnte oder wollte, er bedürfe einer Absolution von seiner Schuld und den dadurch bedingten Strafen; doch nahm er zuletzt die nothwendigen Vollmachten entgegen, um sich lossprechen zu lassen. Damit war die Sendung Msgr. Fanciulli's beendet.

Wir müssen hier einen Augenblick verweilen, um zu fragen, ob Msgr. Fanciulli wirklich seinen Zweck erreicht hat, den chaldäischen Patriarchen mit der Kirche auszusöhnen, oder ob seine Sendung verunglückt ist. Officiell hat seine Sendung einen vollständigen Erfolg gehabt: die Verbindung mit Rom war wieder angeknüpft, die Strafe aufgehoben, die Unterwerfung erfolgt. Allein factisch war nichts erreicht. Wie wir oben bemerkten, hatte der Akt des Patriarchen keinen Werth; er hatte nur einen Waffenstillstand, keinen Frieden unterzeichnet. Seine Ansprüche blieben die nämlichen; er verlangte die Küste von Malabar und die Zurücknahme der Bulle, d. h. das Recht, seine Bischöfe zu ernennen und mit der Jurisdiction zu bekleiden. Wenn er dem vatikanischen Concil zugestimmt hatte, so war dieses nur geschehen nach langem Zögern und in der Hoffnung, daß er dafür belohnt werde; wenn er sich von den Censuren hatte lossprechen lassen, so war dieß nur widerwillig geschehen und ohne daß er die Nothwendigkeit der Absolution eingesehen hatte. Sein Herz war nicht geändert; alle Verhandlungen hatten ihn nur mehr verbittert und nur mit Mühe konnte er bestimmt werden, mit den Bevollmächtigten der Propaganda in Verbindung zu treten.

Der Waffenstillstand hatte keine lange Dauer.

Die Unterwerfung des Patriarchen hatte am 28. Juli 1872 stattgefunden; die Antwort Roms kam im November des nämlichen Jahres an; dieselbe enthielt nichts von dem, was der Patriarch erwartete; seine Hoffnungen waren getäuscht. Er wartete noch einige Zeit; da aber nichts weiter ankam, begann er seine Ansprüche zu formuliren. In einem am 19. März 1873 an den Cardinalpräfekten der Propaganda gerichteten Schreiben verlangte er die Küste von Malabar, das Recht der freien Bischofsernennung, eine auf den Peterspfennig anzuweisende Jahrespension ꝛc. Er sei doch nicht, meinte er in diesem Briefe, ein illegitimer Sohn der Kirche und dürfe nicht als solcher behandelt werden. Die Antwort konnte nicht zweifelhaft sein; sie kam im folgenden December und enthielt nebst einer absoluten Verweigerung seiner Ansprüche das Verbot, noch weiter auf dieselben zurückzukommen.

Msgr. Joseph Audu, chald. Patriarch von Babylonien, Erzbischof von Mossul.

In der Zwischenzeit hatte ein trauriges Ereigniß die Lage noch mehr erschwert. Am 8. September 1873 war der apostolische Delegat, Msgr. Castells, zu Mardin gestorben und am 5. November 1873 war Msgr. Fanciulli, der außerordentliche Delegat, ihm in den Tod gefolgt. So mußte der hochw. P. Levy die Antwort der Propaganda dem Patriarchen überbringen. Derselbe unterwarf sich scheinbar: „Wenn es denn sein muß," rief er aus, „so will ich als einfacher Priester sterben." Er glaubte also seiner ganzen Würde verlustig zu gehen, weil seine Forderungen nicht bewilligt waren. Diese Worte ließen nichts Gutes ahnen. In der That war die Unterwerfung nur eine scheinbare; Msgr Audu war zur offenen Empörung entschlossen; er wollte nur Zeit gewinnen, um sich besser zum Widerstand zu rüsten.

(Schluß folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

China.

Sutschuen. Schon in unserer vorletzten Nummer haben wir (S. 169) über die traurigen Vorgänge in Ost-Sutschuen berichtet. Inzwischen ist ein Brief des dortigen apostolischen Vikars Msgr. Pinchon, datirt vom 20. Mai dieses Jahres, angekommen, dem wir folgende Einzelheiten über den Christenmord in jenen Provinzen entnehmen:

„Die Subpräfektur von Lin-tschui, in der uns Gott einige tausend Neubekehrte zugeführt hatte, ist schon seit zwei Jahren der Schauplatz einer heftigen Verfolgung. Sechs Neophyten haben hier den Tod für ihren Glauben erduldet. Es ist wahr, die Mandarine selber wagen solche Gewaltthaten nicht mehr, aber sie lassen sie ungestraft vom Volke geschehen. Außer der Ermordung dieser sechs Christen haben wir noch andere Leiden zu verzeichnen: etwa 50 Familien mußten Zeugen der Beraubung und Einäscherung ihrer Häuser sein und die Zahl unserer Verwundeten steigt auf mehrere hundert. Man hätte uns Gerechtigkeit widerfahren lassen und Schadenersatz leisten müssen; aber Alles bleibt in statu quo. Drei oder vier Mandarine sind der Reihe nach hier in Lin-tschui gewesen, und nicht ein einziger zeigte sich uns gegenüber gerecht oder auch nur billig. Daher sind die Heiden vollkommen überzeugt, daß sie mit uns nach Lust und Laune umspringen können ohne jede Furcht vor Strafe.

In der Stadt Tschuen-kin-fu, wo doch ein Militärmandarin weilt, ergriffen die Heiden vor einem Jahre den chinesischen Priester, einen Greis von 70 Jahren; schlugen ihn grausam, bedeckten ihn mit Schmutz und Speichel, erdrosselten ihn halb und warfen ihn in eine Pagode, in der er beinahe nackt und ohne Nahrung drei Tage und drei Nächte gefangen schmachtete. Inzwischen plünderte und zerstörte man die Kapelle, die wir in jener Stadt hatten, ermordete zwei Neophyten und verjagte die übrigen. Auf unsere Beschwerden speiste man uns mit Beileidsbezeugungen und schönen Worten ab, versprach uns sogar mehr als wir gefordert hatten — aber dabei blieb es auch. Es ist jetzt ein volles Jahr, daß wir auf ein billiges Urtheil und auf den Wiederaufbau unseres Hauses warten; natürlich sind seine Zerstörer unbehelligt in Freiheit.

Zu Jöng-tschang-hien, einem kleinen Subpräfektur-Städtchen in den Bergen, hatten wir ein recht nettes Kapellchen errichtet. Kaum war es vollendet, als urplötzlich 2—3000 Heiden, von einigen Gelehrten aufgehetzt und angeführt, sich auf unsere Niederlassung stürzten, dieselbe rein ausraubten und die Gebäude dem Boden gleich machten. Der hochw. Herr Bompas, Missionär des Ortes, entrann der Wuth des rasenden Pöbels mit Mühe durch eine Hinterthüre des Hauses und konnte nichts retten, als die Kleider, die er am Leibe trug. Unser Schaden war, die Baukosten der Kapelle nicht gerechnet, überaus bedeutend; die heiligen Gefäße, die priesterlichen Gewänder, alle Geräthe und Bücher des Herrn Bompas wurden geraubt, verbrannt oder zerrissen. Und dieser Akt des Vandalismus wurde am hellen Mittage verübt! Die Christen von Jöng-tschang-hien sind nicht zahlreich, furchtsam, arm und leben sonst im Frieden mit den Heiden der Umgegend. Wie die Mandarine selber eingestehen, ist das ganze Unrecht auf Seite der Heiden; gleichwohl hat man uns keine Genugthuung widerfahren lassen. Man sollte meinen, es bestehe eine allgemeine Verschwörung gegen die christliche Religion, die ihren Herd gerade in den Gerichtshöfen habe. Beweise dafür sind die Verweigerung des Rechtes, die wachsende Frechheit der Heiden und die infamsten Plakate, die man allerwärts anheftet.

Damit die Leser der „Katholischen Missionen" sich einen Begriff von dem höllischen Hasse machen können, dessen Zielscheibe wir sind, schicke ich Ihnen anbei die Übersetzung von zwei solchen Brandschriften. Die erste wird einem Großmandarin zugeschrieben. Dieser Mann, den man den Cultusminister der Provinz Sutschuen nennen könnte, hat die Würde eines „Han-lin" (Mitgliedes der großen Akademie), führt den Vorsitz bei den Staatsexamen und ist oberster Inspektor aller Schulen, Collegien und Universitäten. Wegen seines Christenhasses ist er allbekannt.

Das zweite dieser Schriftstücke, das wir ohne lange Wahl aus der Zahl der vielen Plakate mittheilen, die jetzt überall angeheftet werden, macht den Anspruch, dem Pinsel eines Mandarins zu entstammen. Es ist sehr möglich, denn die Schmähschrift athmet ganz den gehässigen Geist eines dieser Beamten; doch könnte es auch aus einem andern Pinsel geflossen sein, denn die Chinesen, Meister in Lug und Trug, pflegen ihre Elaborate mit hohen Titeln zu schmücken, damit sie um so größeren Einfluß ausüben."

Das erste der von Msgr. Pinchon überschickten Documente haben wir schon neulich den Lesern dieser Zeitschrift (oben S. 169) mitgetheilt; die Übersetzung des zweiten lautet also:

Verhaltungsmaßregeln für Mandarine, entworfen von einem alten Mandarin.

Es ist wünschenswerth, daß diese Schrift überall gedruckt und verbreitet werde.

Chinesische und tatarische Mandarine, an euch wende ich mich und euch empfehle ich, was folgt:

Wer Jemanden aus einer großen Gefahr retten will, muß vor Allem die Wurzel des großen Übels ausreißen. Im gegenwärtigen Augenblicke ist das größte Unglück, ja die Grundlage all' unseres Elendes die Anwesenheit der Europäer. Sie haben die Stirne, die drei Religionen des Kaiserreiches[1] mit Vernichtung zu bedrohen und den großen Himmel zu verachten. Sie bedrücken das chinesische Kaiserreich, verhöhnen unsern noch unmündigen Kaiser und bald werden sie sich heimlich vereinigen und sich unserer Herrschaft bemächtigen. Ihr, Mandarine, die ihr das Volk regiert, ihr habt ohne Zweifel ihre Ränke bereits durchschaut, aber was duldet ihr es denn, daß sie in aller Freiheit unser Volk bethören? Erinnert euch daran, daß wir unter demselben Himmel mit den Feinden unseres Kaisers nicht leben können und daß es an der Zeit ist, unser Leben in die Schanze zu schlagen, um diese drohende Gefahr von uns Allen abzuwenden. So groß auch unsere Minister sein mögen — wenn sie überhaupt auf Größe Anspruch machen können: — weßhalb schrecken sie vor den Schwierigkeiten eines Befreiungskrieges zurück, weßhalb pflegen sie der Ruhe

[1] Die Religion des Confucius oder der Gelehrten, den Buddhismus und die Sekte der Tao-se.

und genießen eines faulen Friedens? Mögen Alle, die ihre Pflichten und unsere Rechte verstehen, offen Farbe bekennen; mögen sie Alles frank und frei dem Kaiser vorstellen und das chinesische Reich retten!

Die Europäer sind wenig zahlreich; ihre schwache Zahl kann unserer Menge nicht widerstehen. Wer einen herrlichen Plan entwirft und ihn nicht ausführt, erfüllt die Luft mit leeren Seufzern. Alle, welche das Feuer ihres Hasses im Grunde ihres Herzens ersticken, sind schamlose Bösewichter. Wer Geld von ihnen annimmt, verkauft unsere Herrschaft und vertauscht seine Ahnen gegen Barbaren. Wer ihnen die Hand zur Unterjochung unseres Volkes reicht, stiftet Greuelthaten, zerstört die Ordnung der menschlichen Gesellschaft und lernt von unseren Feinden die Frauen entehren. Wer auf dem Gipfelpunkte der Ehren stand und dann in die tiefen Thäler des Elendes hinabstürzte, gleicht wilden Bestien in Menschengestalt. Mandarine dieses Schlages verkennen die fünf Tugenden und stellen die dreifache menschliche Ordnung auf den Kopf. Daher kömmt es, daß die neun Arten der Wildheit und die acht Rassen von Barbaren sich vermischt und durch ein wechselseitiges Bündniß geeint haben. Wer so zu Würden emporsteigt, der wird, auch wenn er, durch die barbarischen Europäer unterstützt, noch zu höhern Ehren und Ämtern steigen sollte, doch nur mit Mühe das Schandmal verbergen, das ihm ewig und unauslöschlich aufgeprägt bleibt. Wenn die Mandarine im Schweigen der Nacht ihre Thaten mit ehrlichem Herzen prüfen und wägen wollten: beim Himmel, sie würden erröthen und ihre Nieren von Geschwüren bedeckt und zerfressen finden!

Wenn ihr dahin gekommen seid, reuevoll die Mißgriffe der Vergangenheit einzugestehen, so beeilt euch, die begangenen Fehler durch Verdienste zu bedecken. Ich wünsche euch einige Beispiele zur Nachfolge vorzulegen.

Die übrigen Provinzen von China übergehe ich stillschweigend und werde mich darauf beschränken, meine Beispiele der Provinz Sutschuen zu entnehmen. Es existirt ein Plakat mit dem Titel In-schu-tu, Aufruf an die Männer von Herz, das von drei Großmandarinen, Pao-tschao, Tien-sin-tschu und Ly-hong-tschang herausgegeben ist; dieser Aufruf ist mit gemalten Bildern geschmückt, voll Anklagen und wurde überall verbreitet[1]. Der Mandarin der Stadt Lin-tschui-hien verachtet offenkundig und im Gefühle seiner Würde die Ziegen und die Hunde [die Europäer und die Christen]; überall ist man voll des Lobes seines Muthes und seiner Weisheit. Der Mandarin von Su-lin-hien versammelte die Nationalgarde seiner Subpräfektur und verjagte die Wölfe und Füchse [die Missionäre und die Christen]: dieser Beamte genießt die allgemeine Achtung. Der Mandarin von Tschuen-kin-fu, Namens Ly, befahl seinem Volke, tüchtige Prügel bereit zu machen und an den Thüren aufzuhängen, und so vernichtete er die Ungeheuer [die Christen]; der Mandarin bereitete dadurch seinem Volke eine große Freude. Ich begnüge mich, diese wenigen Mandarine hier anzuführen — Leute von Muth, voll Kühnheit, Macht und Einsicht.

Aber nicht nur wünschen alle guten Mandarine sich der Christen zu entledigen und sie mit Stumpf und Stiel auszurotten — die Christen haben auch das Volk und die Götter wider sich.

Coan-fu-tse [Confucius] kam vom Himmel, um das Volk zu unterrichten. Er übergab ihm sechs Schriften, welche den Titel Kin-uang-uen haben und in denen sich seine ganze Majestät wiederspiegelt. Unter anderen befindet sich da ein Buch mit der Aufschrift Ui-tao-lu und ein anderer Band, überaus nöthig zur Erhaltung des Reiches, den man Pao-pang-kiu nennt. Beide Werke beweisen, daß es auch heute noch in den Marktplätzen wie in den Wäldern große und außerordentliche Männer gibt. Wenn ihr deren Gefühle, deren Geist und deren Kühnheit theilet, so wird es euch ein Leichtes sein, die Hunde [die Christen] zu vernichten, die euch umringen. Dann werdet ihr für gewandte und außerordentlich fähige Männer in der Beilegung unserer Wirren gelten; dann werden sich unser Kaiser und seine treuen Minister über die Maßen freuen; die Minister werden sich mit dem strahlenden Ruhme bedecken, ähnlich dem Ruhme unserer alten Staatsmänner. Ihr Ruhm wird sich fortpflanzen von Geschlecht zu Geschlecht während mehr als hundert Jahrhunderten und ihre Namen werden eingegraben werden in die Bücher der Geschichte. Dann werden aber auch alle Jene mit ewiger Schmach bedeckt sein, die nur prassen und schwelgen und darüber alles Andere vergessen, wie leblose Leichname! Wenn ihr euch damit begnügt, im Wohlleben hinzuschlummern und euch Reichthümer aufzuhäufen, wenn ihr die Würde unseres Reiches nicht wahret: so redet euch nur nicht ein, es werde dem Volke an Muth fehlen, euer Leben zu fordern! Schon in alter Zeit sah man zwei Männer, Tan und Uh, welche ihre Kaiser erschlugen, weil sie Böses thaten, und mit wie viel mehr Recht würde euch solches widerfahren, die ihr von niedriger Abkunft entsprossen euch zu Barbaren gemacht habet! Zugeben, daß die Vernunft in den Rechtsbestimmungen verletzt werde, heißt sich den Haß des Himmels zuziehen; und im Gegentheile die Verbrechen aus Liebe zum Himmel bestrafen, erwirbt ein strahlendes Verdienst.

Ich will noch einige Beispiele aus dem Se-tschu[1] anführen. In eurer Jugend habt ihr diese Bücher studirt, aber nicht verstanden. Einst widerlegte Mong-tse die müßigen und lasterhaften Sekten des Yang und Dscheh. Confucius vernichtete die falschen Lehren, weil er wohl wußte, wie sehr sie der Welt schaden. Auch die Chinesen von heute unterscheiden recht wohl die Wahrheit vom Irrthume, und wenn ihr anderseits die ausländischen Barbaren mit unseren Irrthümern vergleicht, so werdet ihr bald die Überzeugung gewinnen, daß jene weit schädlicher sind als diese und daß der schlimme Einfluß der Barbaren die schlimmen Folgen unserer Irrthümer so weit überbietet, als der Himmel hoch steht über der Erde. Er übersteigt sogar das von dem gottlosen Tschao-tschen-mao bereitete Elend. Rottet daher die Barbaren mit der Wurzel aus, wenn ihr den Weisen ähnlich sein wollt. Vergesset nicht, daß der Kaiser Kang-hy ein Edikt gegen den Aberglauben [das Christenthum] erließ. Das Edikt ist allbekannt. Wenn ihr die Stirne hättet, die Gesetze dieses alten Kaisers zu mißachten, so würdet ihr nach eurem Tode noch mit den schrecklichsten Strafen gepeinigt werden. Ihr seid Mandarine, die Väter und die Mütter des Volkes; wenn ihr diese wilden Bestien duldet, welche das Volk zerfleischen, so ist euer Verbrechen haarsträubend. Vom Grunde meines Herzens und mit der vollsten Uneigennützigkeit rathe ich euch: rettet euch in die Barke des Heiles, damit ihr euer Leben und das Leben eurer Untergebenen rettet!

[1] Wir theilten früher dasselbe mit; oben S. 16 und 17.

[1] Classische und hochberühmte Werke bei den Chinesen.

Wenn ihr nicht umkehrt und Reue über die Vergangenheit zeiget, wenn ihr denen, die euch ermahnen, den Mund schließt: so wartet nur ein wenig und geduldet euch — ihr werdet schon sehen, was euch die Zukunft bringt! „Der rothe Stier wird Flammen speien" d. h. dieses oder das folgende Jahr wird viele Veränderungen bringen; dann wird sich wiederholt der Wille des Himmels offenbaren und Zeichen und Wunder werden geschehen. Noch Vieles hätte ich zu sagen, aber ich schäme mich — und man kann nicht Alles sagen. Wenn ihr wie aus einem tiefen Schlummer erwachet, wenn ihr Alles mit Bedacht erwäget, so wird es euch schon einfallen und ihr werdet es wissen. Wenn ihr fortfahret, die verfluchten Barbaren zu begünstigen und Theil zu nehmen an ihren Verbrechen: so handelt ihr wie Sinnlose, welche den Tigern noch Flügel schenken; eure ganze Familie wird eure Schmach mit euch zu tragen haben und elendiglich ermordet werden. Ich sage euch ohne Hehl die ganze harte Wahrheit, indem ich die alten Weisen nachahme, welche inmitten der Wirren des Tschuen-tsiu lebten. Ich, ein alter Mandarin, entwerfe diese Maßregeln in der Offenheit und Ehrlichkeit meiner Seele, damit sie die Verhaltungsregeln der Mandarine werden. Wenn ihr sie leset, werdet ihr sie deutlich verstehen, und wenn ihr sie vollziehet, werdet ihr das chinesische Reich retten und eine Epoche des Friedens für die ganze Welt begründen. Und wenn der goldene Drache in der Welt erscheinen wird, so werden die Sterne und die Kometen vor Jubel erschaudern rund um den Mond."

Diese und hundert andere Brandschriften zeigen die Gefahren, denen die Missionäre und Christen von Sutschuen immerfort ausgesetzt sind.

„Der politische und religiöse Fanatismus der Sekte Tsin-lien-kiao, fügt Msgr. Pichon noch bei, ruft die Bevölkerung unter die Waffen und fordert sie auf, unsere Häuser und Kapellen zu plündern und niederzubrennen und uns selber hinzuschlachten. Trotz der beschworenen Verträge haben sich diese Ereignisse an mehreren Stellen meiner Mission wiederholt. Unsere Mandarine fachen im Geheimen die Flamme des Hasses an und weigern sich, uns Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sie haben nur Energie, wenn es gilt, für die leichtesten Fehler und oft auch ohne jede Veranlassung unsere Christen zu strafen, zu schlagen und einzukerkern. So wird die Lage des Christenthums in unseren westlichen Provinzen von Tag zu Tag gefahrdrohender."

Peter Tem aus dem Vik. Ost-Hupe, Zögling des chines. Seminars in Neapel.

Hupe. Am 7. Mai d. J., dem Schutzfeste des hl. Joseph, wurde in Wu-tschang-fu, dem Mittelpunkt der Mission von Ost-Hupe, der neuernannte apostolische Vikar von Süd-Hupe, Msgr. Maria Alexis Filippi, zum Bischof von Paneas i. p. i. consecrirt. P. Benjamin Christiaens aus dem Franziskanerorden schreibt uns über diese Feier aus Hankëu am 16. Mai d. J.:

„Eine herrliche Feier fand vor wenigen Tagen in unserer bescheidenen Kathedrale von Wu-tschang-fu statt; Msgr. Maria Alexis Filippi hatte das Schutzfest des hl. Joseph als Tag seiner Consecration gewählt. Dank den Almosen des Xaverius-Vereines und unter dem thätigen Beistand einiger eifrigen Damen war die Kirche ganz umgestaltet. Gewohnt seit langer Zeit, die heiligen Geheimnisse unter den ärmlichsten Verhältnissen zu feiern, machte der Gegensatz einen tiefen Eindruck auf mein Herz; ich glaubte mich zu einem großen Fest in eine unserer europäischen Kirchen versetzt. Am Vorabend waren die Missionäre eingetroffen, welchen es möglich gewesen war, der Einladung des hochw. Herrn Zanoli, apostolischen Vikars von Ost-Hupe, Folge zu leisten; wir waren unser zwölf; auch hatten die katholischen Europäer, welche in Hankëu residiren, trotz des schlechten Wetters kein Bedenken getragen, den breiten Fluß zu übersetzen, um der Feierlichkeit beizuwohnen.

Um halb neun zogen die Zöglinge des Seminars aus, um die beiden Prälaten in Procession zur Kirche zu führen; Msgr. Zanoli war der consecrirende Bischof, als Assistenten hatte er mit Erlaubniß des heiligen Stuhles zwei Priester nehmen müssen. Die Anwesenden blickten mit Ehrfurcht und Bewunderung auf den neuerwählten Prälaten, dessen Haar und langer Bart weniger von Alter als von den Strapazen eines dreißigjährigen Apostolates gebleicht sind.

Msgr. Filippi kam 1845 nach China; sein Seeleneifer achtete nicht der Entbehrungen, Mühen und Gefahren, denen die Missionäre damals ausgesetzt waren. Ganz allein in dem ungeheuern Distrikt, welcher gegenwärtig das ihm anvertraute Vikariat bildet, fand er Zeit und Mittel, jährlich wenigstens einmal alle Gläubigen zu besuchen. Wie oft mußte er sich während dieser Zeit der Verfolgung durch die Flucht den Feinden unserer heiligen Religion entziehen! Eines Tages in seinem Versteck von den Häschern aufgefunden, wurde er gebunden in die Stadt geführt und zum Abschaum der Verbrecher in's Gefängniß geworfen; zur Nahrung hatte er dort nur, was seine armen Christen ihm heimlich zukommen lassen konnten. Nach langen zwei Monaten dieser schrecklichen Gefangenschaft, im Augenblicke, als er hoffte, die Krone der Martyrer zu erlangen, wurde er wieder in Freiheit gesetzt und seinen Christen zurückgegeben. Damals durchzogen die Rebellen plündernd und raubend diesen Theil China's, und Msgr. Filippi mußte seine heiligen Gewänder und alle Kirchensachen vergraben, um sie diesen räuberischen Banden zu entziehen. Nach vielen und langen Bemühungen war es ihm endlich gelungen, eine kleine Kirche und eine Wohnung für den Missionär zu errichten; sie waren kaum fertig geworden, als ganz unerwartet die Rebellen wiederkehrten. Es war

gerade ein hoher Festtag und die Kirche geschmückt mit allen armen Schätzen, welche der Missionär sich im Laufe der Jahre durch zahllose Entbehrungen zusammengespart hatte. Er mußte fliehen, um nicht in die Hände der Rebellen zu fallen; als er zurückkehrte, waren seine Kirche und sein Haus mit Allem, was sie enthalten hatten, nur mehr ein Schutt- und Aschenhaufen; er mußte von Neuem beginnen zu darben und zu dulden, um den Verlust zu ersetzen.

Indem der heilige Stuhl Msgr. Filippi zur bischöflichen Würde erhob, ertheilte er dem würdigen Missionär die wohlverdiente Belohnung. Meine Mitbrüder und ich freuen uns ungemein, zum Bischof einen so seeleneifrigen Apostel zu besitzen, dessen ganzes Leben für uns das beste Beispiel und die regste Aufmunterung zur unablässigen Arbeit für das Seelenheil unserer Neophyten enthält."

Im vorstehenden Briefe wurde der Seminaristen von Wu-tschang-fu gedacht; einem Briefe des Msgr. Zanoli vom 2. Februar d. J. entnehmen wir über dieses Seminar folgende Zeilen:

„Unser Seminar zählt gegenwärtig 41 Zöglinge, von denen 5 die Theologie, 11 die Lateinstudien begonnen haben, während die übrigen zuerst sich in der Muttersprache ausbilden. Die Meisten gewähren uns die beste Aussicht für die Zukunft. Zwei europäische Missionäre sind ganz ausschließlich mit ihrer Erziehung und ihrem Unterricht beschäftigt. Die Zukunft der Mission beruht ganz auf der Heranbildung eines zahlreichen einheimischen Klerus, der mit solider Tugend und mehr als gewöhnlichen Kenntnissen ausgestattet ist. Leider ist es nicht leicht, tüchtige junge Leute für den geistlichen Stand zu finden, da sie gar zu gern, wenn sie etwas gelernt haben, von ihren Eltern abwendig gemacht werden und im Handel einträgliche Stellen finden. Einige Zöglinge haben wir auch im chinesischen Seminar zu Neapel."

Zöglinge des Seminars von Wu-tschang-fu (Ost-Hupe).

Westafrika.

Congo. Seitdem wir im Jahrgange 1874 (S. 161 ff.) einen ausführlichen Bericht des hochw. P. Duparquet über die Wiederaufnahme der Mission von Congo mitgetheilt haben, sind uns keine Nachrichten über diese einst so blühende Mission zugekommen; erst in jüngster Zeit hat uns der apostolische Vice-Präfekt wieder mit einem Bericht über den gegenwärtigen Stand der Mission erfreut, den wir unsern Lesern in den folgenden Spalten vorlegen wollen. P. Duparquet schreibt nämlich aus Landana im Februar d. J.:

I.

Die Mission begreift vier Niederlassungen: das Haus zu St. Jakob, das Waisenhaus vom reinsten Herzen Mariä, dasjenige vom hl. Joseph und die Kolonie St. Benedikt.

1. St. Jakob ist die Residenz des Vice-Präfekten und des Procurators der Mission, welcher Letztere zugleich die Pfarrei besorgt. Hier befindet sich auch die Kapelle. Letztes Jahr hatten wir sogar eine Schule für die Kinder der Eingeborenen eröffnet; allein da wir selbst die Kosten für deren Unterhalt bestreiten mußten, unsere bescheidenen Geldmittel aber kaum zur Erhaltung unserer beiden Waisenhäuser ausreichten, so sahen wir uns in die traurige Nothwendigkeit versetzt, diese Schule wieder zu schließen.

2. Das Waisenhaus vom reinsten Herzen Mariä. Diese Anstalt nimmt die Mulattenkinder auf, welche den Verbindungen von Europäern mit eingeborenen Frauen entstammen. Stirbt oder verreist der Vater, so bleibt das Kind verlassen

inmitten der Heiden, ohne Taufe, ohne religiösen Unterricht. Oft bietet man uns solche Waisen an, auch ehe sie noch zu den Jahren der Vernunft gekommen sind, und da bringen wir es nicht über's Herz, sie abzuweisen. Es ruht auch Gottes Segen sichtlich auf diesem Unternehmen. Alle diese Kinder haben die heilige Taufe empfangen, verstehen das Französische und sprechen es mit Leichtigkeit, und die Vorgerückteren eignen sich auch bereits jene Kenntnisse an, welche Gegenstand des Elementarunterrichtes sind. Auslagen verursachen sie uns nur wenige, da sie sich mit der Kost der Schwarzen begnügen und überdieß täglich eine bestimmte Zeit den Feldarbeiten obliegen.

3. Das Waisenhaus vom hl. Joseph rekrutirt sich aus kleinen Schwarzen, die wir zu Mboma am Zaire-Fluß aufkaufen. Die Congo-Neger bringen da ihre Naturproducte und auch viele dieser Kinder zu Markte. Da muß nun eine erprobte Person diejenigen, die sich durch einen gesunden Körper und gute Geistesanlagen empfehlen, für uns kaufen. Wir könnten auch an jedem andern Orte des Landes solche Kinder bekommen: aber die aus dem Inneren besitzen jene beiden Eigenschaften in vorzüglicherem Maße. Verkäufer sind die Eltern selbst oder deren Gläubiger. Man bringt die Kinder bis Nosuk am linken Ufer des Flusses und fährt sie von da zu Schiff nach Mboma. Wir kaufen sie à 70—80 Franken und haben im Übrigen ihretwegen nur geringe Auslagen, weil Kost und Kleidung die landesübliche ist.

Der Ankauf dieser sämmtlichen Kinder ist mit Beiträgen bestritten worden, welche eigens zu diesem Zwecke aus Europa uns zugeschickt worden sind. Mögen unsere Wohlthäter durch Fortsetzung ihrer Beiträge uns die Erhaltung und Erweiterung dieses Werkes ermöglichen. Vielleicht gelingt es uns, einige dieser Kinder zum Priesterstande heranzuziehen.

4. Die Kolonie St. Benedikt besteht aus erwachsenen Sklaven beiderlei Geschlechts, die wir mit den zum Loskauf von Sklaven bestimmten Almosen angekauft haben. So haben wir für 1500 Franken deren 25 erworben. Sie bilden ein kleines, ich möchte sagen, christliches Dorf; freilich konnten wir bisher noch keinen von ihnen taufen, weil ihnen das Erlernen des Katechismus gar so schwer wird. Jede Familie hat ihre besondere Hütte; die Feldarbeiten werden gemeinschaftlich unter der Aufsicht eines aus ihnen, der den Titel Werkmeister führt, verrichtet. Die Ernte wird in die Gemeinde-Scheunen gebracht und ein Bruder ist mit Austheilung des täglichen Bedarfes betraut. Der Überschuß wird verkauft und vom Erlös werden Kleidung und andere nothwendige Gegenstände beschafft. Dieses Jahr mußten wir noch aus eigenen Mitteln etwas beisteuern, weil die Ernte nicht ergiebig genug war; unterdessen ist aber ein ausgedehnter Landstrich angebaut worden und eine reiche Ernte steht in Aussicht: eine weitere Beisteuer wird daher wohl nicht erforderlich sein.

II.

Wir haben von den bereits bestehenden Anstalten gesprochen: jetzt noch Einiges über diejenigen, die nothwendig in's Leben gerufen werden sollten.

1. In unsern beiden Waisenhäusern befinden sich zur Zeit etliche 40 Kinder: das ist in der That wenig. Und doch sind diese Kinder die Hoffnung der Mission. Sie sollen zu wohlunterrichteten Christen erzogen werden, aus ihnen sollen die Katecheten und der einheimische Klerus hervorgehen, deren Heranbildung der Propaganda mehr als alles Andere am Herzen liegt. Wenn die vor drei Jahrhunderten so blühende Mission von Congo in die Finsternisse des Heidenthums zurückgefallen ist, so trägt daran der Mangel an Anstalten zum Unterricht der Jugend und zur Heranbildung eines einheimischen Klerus meines Erachtens zum großen Theil die Schuld. Ist der Schwarze einmal erwachsen, so kostet es ihm die größte Mühe, sich die Kenntniß der zum Heile nothwendigsten Wahrheiten anzueignen, und diese Kenntniß ist auch dann noch eine so oberflächliche, verschwommene, daß er nicht einmal im Stande ist, seine Kinder christlich zu erziehen, geschweige denn Andere zu bekehren. Daher die vielen Namenchristen in diesen Missionen: sie wissen, daß ihre Voreltern getauft waren, und wollen es auch sein, von dem Wesen der Taufe selbst aber haben sie keinen Begriff. Unwissenheit ist eine der Hauptursachen des Verfalles der katholischen Religion in Congo gewesen; daher ist unsere Hauptsorge auf die Erweiterung und Vermehrung unserer Waisenhäuser gerichtet; von ihnen hängt in erster Linie die Zukunft unserer Mission ab.

2. Unsere zweite Hauptsorge ist die Erziehung der Mädchen. Zu diesem Zwecke hatten wir gleich nach unserer Ankunft ein Haus erworben und die Hilfe einer weiblichen Congregation des Mutterlandes angerufen. Allein die Beschränktheit unserer Hilfsmittel zwang uns, diesen Plan wieder aufzugeben. In dem für die Schwestern bereits in Aussicht genommenen Hause richteten wir eine Kapelle mit Sacristei, ein Refector, drei Wohnzimmer und eine Vorrathskammer ein.

3. Am meisten schmerzt es mich aber, daß ich wegen Mangels an Geldmitteln noch einen andern Plan nicht ausführen kann, den ich schon zehn Jahre lang mit mir herumtrage und dessen Zweckmäßigkeit mir täglich klarer wird. — Unsere Mission reicht bis an den Orange-Fluß. Von diesem bis zum Cunene-Fluß erstreckt sich ein Küstenlandstrich von 300 Meilen Länge, größer als ganz Frankreich. Den Mittelpunkt dieses Küstenstriches bildet die Walfischbai, in welche der Suakop mündet, eine große Wasserstraße nach dem Innern Afrika's und dem Ngami-See (?). Dort wohnt der zahlreiche Stamm der Damara und weiter nördlich derjenige der Orampo, zwei ackerbautreibende und halbcivilisirte Völkerschaften, die selbst in Künsten und Handwerken nicht zu verachtende Fortschritte gemacht haben. Sie sind z. B. erfahrene Metallarbeiter und graben sich Brunnen von 30 Meter Tiefe, mit spiralförmig bis an das Wasser hinabführenden Stiegen. Reisende sind der Meinung, daß von hier am ehesten die Civilisation Südafrika's ihren Ausgang nehmen dürfte.

Weiter östlich, am Ngami-See, wohnen die Betschuanen, ein gleichfalls halbcivilisirter Stamm; südlich die Namaqua-Hottentotten, ein sanftes, gastliches Hirtenvolk. Ist dieser Landstrich auch nicht sehr fruchtbar, so erfreut er sich dafür eines äußerst gesunden Klimas. Die geringere Üppigkeit der Vegetation erleichtert den Verkehr mittelst großer Ochsenwagen. Noch kein katholischer Priester hat dieses Land betreten, dafür mehren sich hier fortwährend die Niederlassungen von Sendlingen englischer und deutscher protestantischer Missionsgesellschaften. Vom Lande der Betschuanen aus sind sie bereits bis Linyanti am Zabesa, einem Nebenfluß des Zambesi, jenseits des Ngami-Sees, vorgedrungen; das ganze Namaqua-Land ist mit ihren Stationen übersäet und ein halbes Dutzend von Missionsstationen deutscher Protestanten zieht sich am Suakop herunter. Auch nennen sie Südafrika das Paradies der protestantischen Missionen.

Welcher Schmerz für mich, aus Mangel an Geldmitteln nicht auch in diesem Lande den wahren Glauben verkünden zu können! Bereits 1866 hatte ich auf einer Forschungsreise die Überzeugung gewonnen, daß eine Mission hier die besten Aussichten habe. Wann werden wir sie in Angriff nehmen können?

Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Benediktiner-Mission unter den Indianern. Am 9. Juli d. J. hat der heilige Vater das in der Diözese Little Rock liegende sogenannte Indianer-Territorium zu einer apostolischen Präfektur erhoben und den Benediktinern der Abtei Pierre-qui-vire (Diözese Sens) als Arbeitsfeld überwiesen. Der erste apostolische Präfekt, P. Isidor Robot, entwirft uns folgendes Bild von dieser neuen Mission.

I. Indianer-Territorium heißt das Gebiet zwischen Arkansas im Osten, Kansas und Colorado im Norden, Neu-Mexiko im Westen und Texas im Süden; von Norden nach Süden hat es eine Länge von etwa 45 geogr. Meilen und von Osten nach Westen eine Breite von deren 95 [es ist also beiläufig halb so groß als das deutsche Reich]. Seinen Namen hat es daher, weil es von den Eingeborenen bewohnt wird, schwachen Resten der einst so zahlreichen Stämme, welche Nord-Amerika bei seiner Entdeckung bevölkerten. Seit dem letzten halben Jahrhundert hat die amerikanische Regierung theils durch Waffengewalt, theils durch Verträge die Stämme [der südlichen Staaten] in dieses Gebiet zusammengedrängt; dort hat sie jedem Stamme eine sogen. Reservation angewiesen, in welcher die Weißen oder auch die Indianer anderer Stämme nur mit Genehmigung des Häuptlings wohnen dürfen. Der ganze Stamm ist Besitzer der Reservation; der Einzelne hat dagegen nur ein Nutzrecht auf das Landstück, das er mit hinreichendem Gehege zum Schutze umgeben hat; dieses kann er bebauen und auch vermiethen, aber nicht verkaufen. Dieser Gemeinbesitz ist einer der Grundartikel in allen verschiedenen Constitutionen, welche unter den Stämmen des Territoriums Geltung haben. Indessen bemüht man sich, diesen Artikel zu ändern. Die Weißen nämlich, die immer weiter vordringen, möchten gerne die vollständige Theilung des Besitzes und die gewöhnlichen Kaufs- und Verkaufsbestimmungen eingeführt sehen; und wenn wir die angeborene Schwäche der Indianer auf der einen Seite und die steigende Habsucht der Einwanderer auf der andern Seite beachten, so dürfen wir für eine nicht gar zu ferne Zeit die Zerstückelung des Besitzes und das Überhandnehmen der Weißen, und als die nothwendige Folge davon das Verdrängen und den völligen Untergang der Indianer vorhersagen. Im Hinblick auf diese Möglichkeit, welche das jetzige Indianer-Territorium zu einem Staate der großen Republik machen würde, hat man schon den Namen des neuen Staates ausgewählt; er wird dann Oklohama heißen.

In den Reservationen hat jeder Stamm seine eigene Regierung; er gibt sich selbst seine Gesetze und führt sie aus, so lange sie nicht gegen die mit der Regierung geschlossenen Verträge verstoßen. Bei den wichtigeren Stämmen ähnelt die öffentliche Gewalt der in den civilisirten Ländern; sie haben ihre gesetzgebenden, ausführenden und richterlichen Behörden. Die Executivgewalt liegt in der Hand eines Gouverneurs, der gesetzlich den Titel eines Oberhäuptlings führt. Alle zwei Jahre durch das allgemeine Stimmrecht gewählt, hat er unter seinen Befehlen niedere Beamte, die von ihm abhängig sind. Jede Reservation enthält mehrere Distrikte, deren jeder seine große und kleine Jury als Gerichtshof hat; die Distrikte selbst zerfallen in Grafschaften (County), in denen vom Volke gewählte Richter der Gerechtigkeit walten. Außerdem besteht ein amerikanischer Gerichtshof zu Fort Smith an der Grenze von Arkansas; vor ihn gehören die Verbrechen der Weißen und Neger und die Streitigkeiten zwischen Indianern und Weißen oder Negern. Die gesetzgebende Gewalt wird von einem jährlich neugewählten Senat und einer ebenso gewählten Kammer geübt, die ihren Sitz am Hauptorte der Reservation auf dem „Capitole" hat.

II. Was nun unsere Mission betrifft, so ist dieselbe erst in den ersten Anfängen, und das Gute, das wir den Indianern haben thun können, ist noch nicht bedeutend. Indessen haben wir doch schon Besitz ergriffen und dieses einzige Factum hat seinen Werth. Wir beginnen bekannt zu werden und Zutrauen zu gewinnen, so daß der Anfang uns reiche Hoffnung für die Zukunft verspricht.

In Atoka haben wir eine kleine Schule eröffnet, die so gut geht, daß die protestantischen Schulen alle möglichen Anstrengungen machen, sie zu ersticken; allein die Verfolgung erweckt uns Sympathien selbst dort, wo wir sie am wenigsten erwarten konnten. Welches daher auch die Zukunft unserer Schule sein mag, jedenfalls hat sie uns viele Freunde erworben und uns zahlreiche Feinde vom Hals geschafft. Die Indianer fühlen recht tief die Nothwendigkeit der Schulen; sie erkennen ihre Schwächen und möchten durch eine gute Erziehung ihre Kinder befähigen, ihre Rechte zu vertheidigen. Überall, wohin ich komme, fragt man mich: „Wann werden Sie ein Colleg eröffnen?" „Mit einer Kirche und einer Schule," bemerkte mir ein alter, erfahrener Missionsoberer, „werden Sie Wunder wirken; mit einer Kirche ohne Schule dagegen werden Sie Ihre Zeit und Mühe umsonst vergeuden." Die Errichtung und Leitung dieser Schule, die Vollendung einer kleinen Kirche und der Bau unseres Blockhauses von acht Meter Länge und vier Meter Breite haben neben den nöthigen Reisen und Besuchen mich seit meiner Ankunft ununterbrochen in Anspruch genommen. Zum Mittelpunkt unserer Mission haben wir Atoka gewählt, ein Dorf in der Reservation der Choctaw-Indianer, die ihren Sitz zwischen dem Red River im Süden, Arkansas im Osten, dem Canadian River im Norden und den Chickesaw-Indianern im Westen haben.

Ich bin überzeugt, daß das Indianer-Territorium bestimmt ist, eine ebenso blühende Mission der Benediktiner zu werden, wie es ihre ältern Schwestern schon sind. Abgesehen davon, daß die katholische Kirche ihre alte Fruchtbarkeit bewahrt hat, sind die Indianer der protestantischen Sendboten gründlich überdrüssig und sie verachten dieselben wegen ihres schlechten Lebenswandels.

Am ersten Adventsonntag (1875) feierte ich die heilige Messe beim Stamme der Chickesaws in einer gut katholischen Familie. Am Vorabend waren der Oberhäuptling und sein erster Beamter angekommen; ersterer ist 42, letzterer erst 26 Jahre alt. Ich machte mit dem Oberhäuptling, einem Freunde der Familie, Bekanntschaft und brachte das Gespräch auf die im Stamme vorherrschenden Religionen. „Seit langer Zeit schon," sagte er mir, „haben wir Baptisten- und Presbyterianer-Prediger in unserer Mitte; aber sie erzielen keine Erfolge. Anfangs hörte man auf sie; aber man verlor alles Zutrauen auf ihre Worte, als man sah, daß sie nichts oder vielmehr das Gegentheil von dem thaten, was sie predigten." Dieser kräftige, mehr als sechs Fuß hohe Mann hat gar keinen Unterricht ge-

nossen, ist aber dabei einer der klarsten Denker, die ich noch getroffen habe. Wir hatten eine lange Unterredung über unsern Glauben; er verstand Alles mit unglaublicher Leichtigkeit, obgleich er früher nie mit einem Priester zusammengetroffen war. Die Indianer haben überhaupt eine ganz besondere Hochachtung vor dem katholischen Priester, obgleich sie sonst die Weißen nicht leiden mögen.

Was meine Hoffnungen in Bezug auf diese Mission vermehrt, ist noch der Umstand, daß die Indianer ein noch frisches, unbebautes Arbeitsfeld uns bieten. Bisher haben sie keinen dauernden und ernsten Unterricht in der wahren Religion empfangen oder auch nur empfangen können. Allerdings haben die benachbarten Bischöfe ihnen zuweilen Priester zugesendet, allein diese kamen nicht, um sich hier niederzulassen; sie gründeten keine Kirche, keine Schule, kurz keine bleibende Anstalt. Vor 50 Jahren stand St. Louis noch unter dem Bischof von New-Orleans; als vor 30 Jahren Msgr. Miège Besitz ergriff von dem neu errichteten Vikariate in Kansas, fand er als einzige Priester drei eben angekommene Jesuiten vor; um die nämliche Zeit waren Msgr. Odin und Msgr. Dubuis die beiden einzigen Priester in Texas. Heute noch hat der Bischof von Little Rock nur neun Priester für ganz Arkansas und in den Territorien von Neu-Mexiko und Colorado steht es kaum besser. Wie hätte also bei einem so großen Priestermangel das Indianer-Territorium von katholischen Priestern regelmäßig besucht werden können!

Daß unterdessen der Feind nicht gesäumt hat, Unkraut zu säen, darf uns nicht wundern. Seit 40 Jahren hat eine ganze Anzahl protestantischer Missionsgesellschaften das Indianer-Territorium zum Versuchsfeld ausersehen; sie haben sich ihre Stationen ausgewählt, Kirchen, Schulen, Collegien, Druckereien gegründet ꝛc. Ihre Missionen sind durch eine starke Organisation unterstützt, werden von den heimischen Gesellschaften reichlich unterhalten und nähren sich außerdem noch von den Geldern, die eigentlich den Indianern gehören. Dennoch haben sich einige Spuren der obenerwähnten, vorübergehenden Missionsbesuche katholischer Priester erhalten. Man findet in einigen Häusern noch Crucifixe und fromme Bilder, die mit großer Ehrfurcht aufbewahrt werden; auch erinnern sich ältere Leute noch, daß sie ehemals katholische Priester gesehen haben, wie sie das heilige Opfer mit Brod und Wein darbrachten und Wasser über das Haupt der Kinder ausgossen. Allein diese Erinnerungen verschwinden allmählich.

Die Stämme im Westen und Norden, die Comanchen, Apachen, Cheyennen, Arapahons u. s. w. sind noch ganz wild und scalpiren noch die Weißen, die sich zu ihnen wagen. Es sind also nicht meine besten Pfarrkinder; dennoch sind mir ihre Seelen ebenso kostbar als die der andern Indianer, und so denke ich ihnen meinen Besuch abzustatten, sobald sie von der Jagd auf die Büffel, zu der sie seit einiger Zeit ausgezogen sind, zurückgekehrt sein werden.

Was nun unsere Hilfsmittel hier betrifft, so sind dieselben sehr gering und ich begreife nicht, wie wir bisher haben leben können. Selbstverständlich können wir hier das Nothwendige zum Lebensunterhalt nicht finden; es muß uns von auswärts kommen. Wenn wir aber keine hinreichenden Mittel erhalten, können wir nichts Ernstliches beginnen, ja wir können kaum bis zum Ende des Jahres hier bleiben. „Wie," sagen zuweilen die Protestanten zu mir, „Sie haben keine Kirchen, keine Priester, keine Schulen und denken etwas auszurichten?" Indessen nöthiger noch als Almosen an Geld ist für uns das Almosen des Gebetes. Wir haben einen schweren Kampf vor uns; möchten deßhalb doch Viele, gleich Moses, ihre Hände zum Gebete erheben und nicht ablassen zu beten, damit wir den Sieg erlangen. Das Gebet bewirkt zahlreiche Wunder, und ich verlange deren ja nur ein einziges — die Bekehrung dieser unglücklichen Indianer.

Miscellen.

Katholische Missionäre und protestantische Sendboten. Einer unserer Freunde theilt uns zwei Stellen aus des berühmten Reisenden und Naturforschers Wallace Werk über den Malaiischen Archipel[1] mit, welche in ihrer Zusammenstellung des Interesses nicht entbehren.

Im ersten Band S. 35 lesen wir über die katholische Mission von Singapur Folgendes, zu dem wir nur bemerken, daß die Mission in Singapur nicht von Jesuiten, sondern von den Priestern des Pariser Missionsseminars verwaltet wird. Die Protestanten sehen gern überall Jesuiten, wie sie ja auch stets von den Jesuitenmissionen auf den Inseln des stillen Oceans reden, obgleich die Gesellschaft Jesu niemals daselbst eine Mission besessen hat. Diese Bemerkung dient nur zur Steuer der Wahrheit, da wir jedem gern die Ehre geben, die ihm gebührt. Wallace also sagt:

„Die französischen Jesuiten errichteten unter den Chinesen des Inlandes Missionen, die sehr erfolgreich scheinen. Ich wohnte einige Wochen hindurch bei dem Missionär von Bukit-tima, welches ungefähr in der Mitte der Insel liegt und eine hübsche Kirche mit etwa 300 Christen hat. Während ich dort war, traf ich einen Missionär, der eben von Tongkin kam, wo er mehrere Jahre gewesen war. Noch jetzt arbeiten die Jesuiten ganz wie in frühern Zeiten. In Cochin-China, Tongkin und China, wo alle Lehrer des Christenthums verborgen leben müssen und der Verfolgung, Vertreibung und zuweilen dem Tode ausgesetzt sind, hat jede, selbst die am weitesten im Innern liegende Provinz eine beständige Niederlassung der Jesuiten, und immer werden wieder neue Aspiranten hingeschickt, nachdem sie die Sprache der betreffenden Gegend in Punang oder Singapur gelernt haben. In China sollen fast eine Million bekehrt worden sein, in Tongkin und Cochin-China mehr als eine halbe Million. Eines der Geheimnisse in Betreff des Erfolges dieser Missionen ist die große Sparsamkeit in der Verwaltung der Fonds. Der Missionär erhält ungefähr 30 Pfd. St. das Jahr, in was immer für einer Gegend er auch leben mag. Das ermöglicht den Unterhalt einer großen Zahl von Missionären mit sehr beschränkten Mitteln. Die Eingeborenen aber, welche ihre Lehrer in Armuth leben sehen und ohne alle Bequemlichkeiten des Lebens, sind überzeugt, daß sie es mit dem, was sie lehren, aufrichtig meinen, daß sie wirklich Heimath und Freunde und Bequemlichkeit und Sicherheit aufgeopfert haben um des Heiles Anderer willen. Kein Wunder, daß dieselben mit Erfolg arbeiten; denn es muß für das arme Volk, unter welchem sie wirken, ein großer Trost sein, in ihrer Mitte einen Mann zu haben, zu welchem sie in jedem Kummer und jeder Betrübniß gehen können, der ihnen Erleichterung und Belehrung gibt, der sie in der Krankheit besucht, der ihnen in der Noth hilft und den sie um ihretwillen von Tag zu Tag in Gefahr der Verfolgung und des Todes sehen. Mein Freund in Bukit-tima war wirklich der Vater seiner Ge-

[1] Alfred Russel Wallace, The Malay Archipelago. London 1869.

meinde. Er predigte jeden Sonntag chinesisch und an bestimmten Abenden während der Woche wurden Gegenstände der Religion besprochen. Er hatte eine Schule, um ihre Kinder zu unterrichten. Sein Haus war Allen Tag und Nacht offen. Kam Jemand zu ihm und sagte ihm: ‚ich habe heute keinen Reis für meine Familie,' so gab er demselben die Hälfte von dem, was er im Hause hatte, so wenig oder viel es auch sein mochte. Sagte ein Anderer: ‚ich habe kein Geld, um meine Schuld zu bezahlen,' so gab er ihm die Hälfte des Inhalts seiner Börse, und wäre es der letzte Thaler gewesen. War er selbst in Noth, so schickte er zu einem der Reichern seiner Gemeinde und sagte: ‚ich habe keinen Reis im Hause,' oder: ‚ich habe mein Geld weggegeben und bedarf jetzt diesen oder jenen Artikel.' Der Erfolg davon ist, daß seine Gemeinde auf ihn vertraut und ihn liebt, denn sie wissen, daß er ihr wahrer Freund ist und in seinem Leben unter ihnen keine selbstsüchtigen Zwecke verfolgt."

Im zweiten Band S. 301 lesen wir über eine protestantische Mission:

„Am nächsten Morgen liefen wir in den Dorey-Hafen ein und legten bei an der kleinen Insel Mansinam (1° s. B., 135° ö. L. Gr.), auf welcher zwei deutsche Missionäre wohnten, die Herren Otto und Geisler. Ersterer kam sogleich an Bord, um uns zu bewillkommnen, und lud uns ein, an's Ufer zu kommen und mit ihm zu frühstücken. Dort stellte er uns seinem Gefährten und seiner Gattin, einer jungen Deutschen, vor. Diese Missionäre sind Männer aus dem Arbeiterstande und man hatte sie zu den Wilden geschickt, weil sie unter denselben von größerem Nutzen sind, als Männer der höhern Stände. Sie waren etwa zwei Jahre hier, und Herr Otto sprach die Papua-Sprache schon geläufig und hatte mit der Übersetzung einiger Theile der Bibel begonnen. Doch ist die Sprache so arm, daß eine bedeutende Anzahl malaiischer Wörter gebraucht werden mußte. Es steht sehr in Frage, ob es möglich sein wird, einem so wenig civilisirten Volke eine Idee eines solchen Buches beizubringen. Die Bekehrungen, welche dem Namen nach gemacht worden waren, beschränkten sich auf einige Weiber; einige wenige Kinder kamen zur Schule, um lesen zu lernen, machten jedoch geringe Fortschritte. Ein Umstand scheint mir in dieser Mission mit dem geringen moralischen Erfolge in innigem Zusammenhange zu stehen. Um nämlich den geringen Gehalt, der ihnen von Europa zukommt, zu vergrößern, dürfen die Missionäre Handel treiben; natürlich müssen sie das Handelsprincip in Anwendung bringen: billig kaufen und theuer verkaufen. Wie alle Wilden sind nämlich die Eingeborenen völlig sorglos betreffs der Zukunft, und wenn dieselben ihre wenigen Reisähren gesammelt haben, bringen sie einen großen Theil derselben zu den Missionären und verkaufen sie für Messer, Perlen, Beile, Tabak oder andere Dinge, die sie wünschen. Einige Monate nachher, wenn zur Regenzeit die Nahrungsmittel aufgehen, kommen sie, ihren Reis wieder für Schildpatt, Tripang, wilde Muskatnüsse oder andere Producte zurückzukaufen. Natürlich wird der Reis zu weit höherm Preise verkauft, als er gekauft wurde, wie das nicht mehr als billig und recht ist. Obgleich an und für sich dieser Handel für die Eingeborenen von Nutzen ist, da sie sonst ihre Nahrungsmittel verzehren und verschleudern würden, wenn sie Überfluß daran haben, um später zu darben, so glaube ich doch nicht, daß dieselben ihn in diesem Lichte betrachten. Sie müssen die Handel treibenden Missionäre mit einigem Verdachte ansehen und können nicht mit solcher Sicherheit erkennen, daß ihr Lehren interesselos ist, wie dieses bei den Jesuiten von Singapur der Fall ist. Das Erste was der Missionär thun muß, um Wilde zu bekehren, besteht darin, daß er dieselben durch seine Handlungsweise überzeugt, daß er allein ihretwegen zu ihnen kommt, nicht aber aus eigensüchtigen Zwecken. Zu dem Ende muß er anders handeln, wie die übrigen Menschen, und keinen Vortheil ziehen aus den Bedürfnissen derer, die verkaufen müssen; er muß vielmehr denen, welche in Noth sind, geben. Er thäte wohl daran, sich bis zu einem gewissen Grade den Gewohnheiten der Eingeborenen anzupassen, um dann zu zeigen, wie dieselben zum Vortheile der Gesundheit und zu größerer Annehmlichkeit modificirt werden könnten. Einige energische und fromme Männer, welche so handelten, würden wahrscheinlich eine entschiedene Verbesserung in den Sitten der niedrigsten Wilden erzielen, während Handel treibende Missionäre, welche lehren, was Jesus sagte, aber nicht thun, was er that, kaum etwas mehr zuwege bringen, als daß sie denselben ein wenig oberflächlichen Firniß von Religion geben."

Die Stadt New-York hatte im Beginn des Jahres 1876 nicht weniger als 376 Kirchen oder Bethäuser für eine Bevölkerung von etwas mehr als einer Million Seelen. Den Katholiken gehörten davon 55. Die übrigen vertheilten sich auf etwa 24 Sekten. Die Episcopalen besaßen 80, die Methodisten 51, die Presbyterianer 42, die Baptisten 34, die holländischen Protestanten 19, die Lutheraner 19, die afrikanischen Methodisten 9, die Universalisten 5, die Unitarier 4, die Quäcker 3, andere kleinere Sekten zusammen 32; außerdem noch hatten die Juden 23 Synagogen.

Philadelphia. Während die große Weltausstellung die allgemeine Aufmerksamkeit auf Philadelphia zieht, dürfen wir auch wohl unsere Leser hinweisen auf den großen Aufschwung, den dort unsere heilige Kirche genommen hat. Die erste katholische Kirche scheint in Philadelphia 1730 erbaut worden zu sein; sie wurde von Jesuiten aus Maryland zeitweilig besucht, jedoch 1741 ließen sich 2 Patres ständig dort nieder. Nach der Aufhebung der Gesellschaft 1773 blieben dieselben auf ihrer Station; der Staat Pennsylvanien zählte damals 7000 Katholiken. Im Jahre 1808 wurde die Diözese Philadelphia gegründet; sie umfaßte damals die Staaten Pennsylvanien, Delaware und einen Theil von New-Jersey; trotzdem zählte sie 1830 erst 35,000 Katholiken und 18 Priester. Heute bildet Philadelphia eine ganze Kirchenprovinz, die sich aber bloß über den Staat Pennsylvanien erstreckt; in 5 Diözesen hat sie 528 Priester für 560,000 Katholiken. Speciell die Erzdiözese Philadelphia hat für 250,000 Katholiken 216 Priester; 4 männliche und 14 weibliche Orden oder Congregationen besitzen in ihr Erziehungsanstalten; für den katholischen Unterricht sorgen außerdem noch 3 Seminarien, 3 Collegien, 6 Waisenhäuser und 86 mehrklassige Pfarrschulen. Die Stadt Philadelphia allein hat 45 katholische Kirchen und ebensoviele Kapellen, 11 Frauenklöster, 31 katholische Pfarrschulen und 2 Collegien.

Für Missionszwecke.

	Mark.
Für Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Durch Pfarrer Schündelen in Spellen	30.—
Durch Pfarrer Wiedemann in Odenkirchen	21.—
Von St. St.	18.—
Von Josepha Burget in Kirchhofen	26.—
Aus Dittigheim	22.—
Durch Gebr. Räber in Luzern	8.12
Durch C. in W.	24.70
Für Loskauf und Unterhalt von Negerkindern:	
Durch Pfarrer Wiedemann in Odenkirchen	6.—
Von C. B. in J.	23.—
Von H. H. in Paderborn	6.—
Von P. K. in Sigmaringen	116.—
Durch P. Thomas vom Apollinarisberg	10.—
Für den Franciscus-Xaverius-Verein:	
Von der Lemberger Herz-Jesu-Bruderschaft	63.29
Für verschiedene Zwecke:	
Von † A. M. Brunold von Bolsternang durch Pfarrer Kibele	100.—
Durch Regens Schmiderer in Brixen	117.86
A Neosacerdote A. Ch.	20.—
Statt eines Vergnügens	10.—
Von H. B. in D.	30.—
Von K. A. B. H.	9.—
Durch Dombecan Egger in St. Gallen	40.32
Aus Tervueren. Frk. 20.	16.—

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Hutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden).
Zweigniederlassungen in Strassburg, München u. St. Louis, Mo.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen" ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.